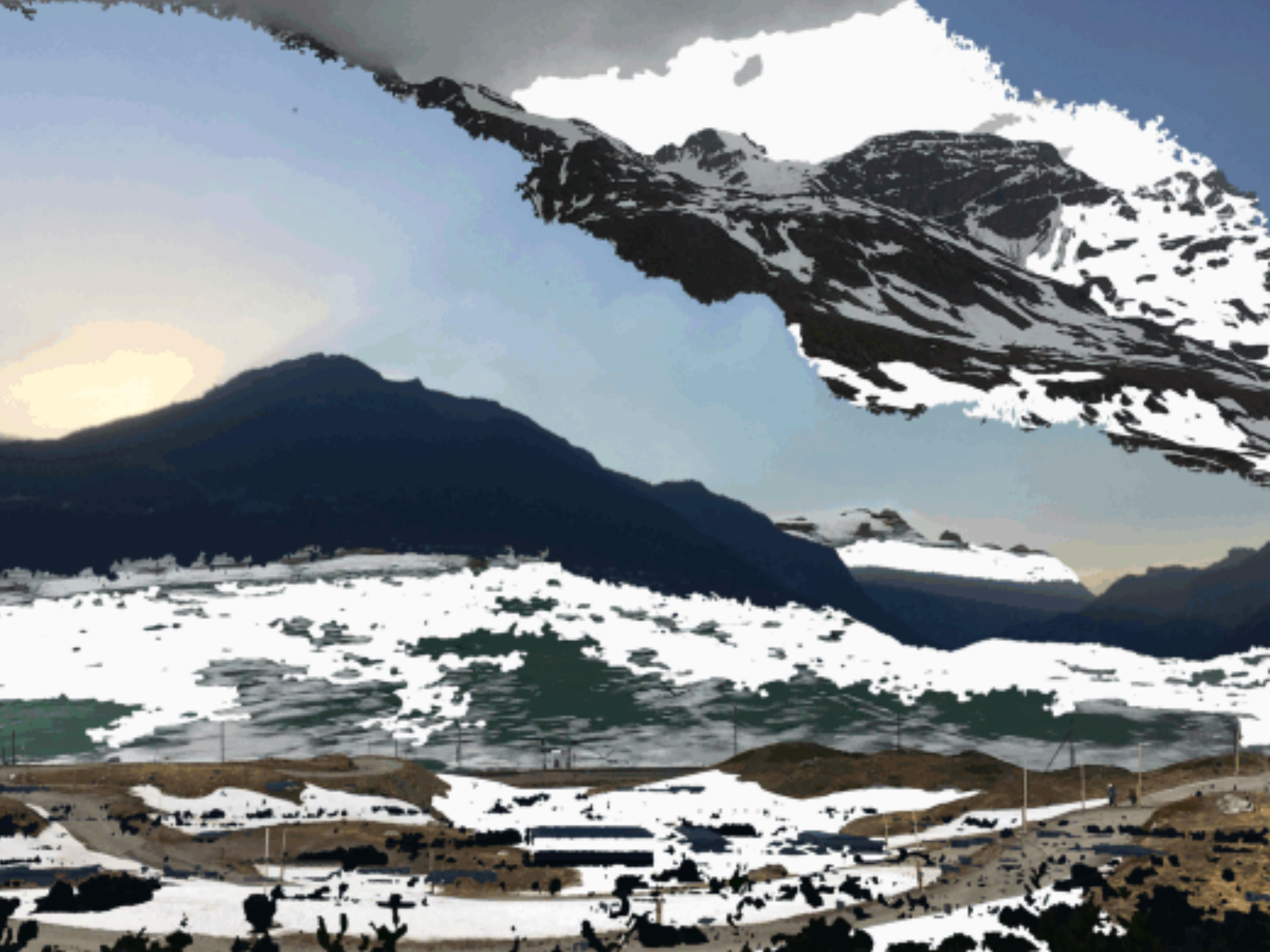


ALPSAGEN
H A R A L D
TAGLINGER



FRÜH
LING

1

Die Frau mit den Beinen

„Es ist doch noch nicht Fünf.“

Wir wollen einkehren, kommen so früh im Jahr gerade vom noch halb zugeschneiten Berg herunter, machen auf halber Höhe Halt. Die Bar oder das Restaurant, was immer es auch sein mag, bietet eine offene Tür, am Tresen steht diese alte Frau und weist auf die Uhr. Man habe noch nicht offen, aber sie nickt doch freundlich, als wir sagen, wir hätten Hunger. Ob wir Käse wollten. Wir nicken dieses Mal. Sie lächelt, geht nach hinten und meint noch, wir sollten uns draussen einen Platz suchen. Auf dem Platz neben dem Baum, da wo zwei schneefreie Liegestühle und eine Bank herumlungern, lassen wir uns fallen und schläfern in der Nachmittagssonne vor uns hin. Bis sie mühsam auf uns zu wankt. Mit einem Tablett auf dem Arm. Ihre Füsse. Sie hat beide stark eingewickelt. Zuckerkrank ist sie vermutlich. Durch die Binden sieht man an kleinen Stellen Blut sickern und das Weiss des Mulls einröten. Nicht viel, nur eine

Andeutung davon. Aber es muss sie ständig schmerzen, nur sieht man das jetzt nicht. Ihr breites Gesicht lächelt glücklich, als sie uns grobe Schnitze von Brot und Bergkäse hinstellt. Dazu ein grosses Glas Wein und zwei Bier. Dann wankt sie wieder weg und überlässt uns still unserem Nachmittagshunger. Ein wenig später wird sie wiederkommen und auf einem weiteren Tablett einen halben Kaufkuchen hinstellen. Der ist süss und bröseln, der Zucker tut den ausgelaugten Muskeln gut. Dann wird sie wieder mit steifen und angebluteten Beinen nach hinten wanken und sich nicht mehr sehen lassen. Wir geniessen die Sonne, die bald untergehen will. In ein paar Stunden vielleicht, aber für uns ist das jetzt ein „irgendwann später“, so stark bleibt die Zeit hier stehen. Nichts will sich schnell bewegen.

Wir können es nicht mehr, weil uns der Wein und das Bier müde macht, und uns die Wanderung vorher aufgebraucht hat. Sie kann es nicht mehr und wird sich heute Abend wieder schwer atmend die Beine verbinden. Der Klang der Kirchenuhr herauf zur halben Anhöhe klingt als würde die Zeit zwischen zwei Glockenschlägen noch einmal wie in einem Winter einfrieren. Wir hängen am Tropf einer noch nicht geöffneten Bar, deren Wirtin noch vor der Zeit einen Käse und einen Kuchen aufschneidet.

Sie wird uns dafür nie wieder weg lassen, wird uns einfach mit einer weiter ausholenden Schleife in ihre Bandagen einbinden und uns anhänglichen Kleinkindern gleich kniehoch an ihren Beinen weiterschleifen. Wir bleiben an ihnen festgeklammert. Langsam wird sie dann ins Haus zurückgehen. Mit uns und eine Nacht erwarten, eine nach der anderen.

2

Der Mann, der wartet

Auf der gepflasterten Dorfstrasse, schon ein wenig ausserhalb vom eigentlichen Kern, aber noch nicht ganz mitten durch das spriessende Grün der Skimatten hindurch führend, steht ein Bauer mit seinem Traktor und einem daran angehängten Güllefass. Ein grosses landwirtschaftliches Gerät, das mit enormer Motorenkraft sicher imstande wäre, mehr als nur Viehausscheidungen durch das Dorf zu karren. Durchaus wendig und so gar nicht zum Fahrer passend, der reglos und mit einer undurchdringlichen Miene auf dem Bock der Maschine sitzt, mit angewinkelten Beinen hinter dem Lenkrad kauert. Er wartet. Den Motor sicher auch schon seit einer halben Stunde und mehr abgestellt. Er fährt nicht weiter, denn vor ihm in Richtung des Dorfkerns hat ein kleinerer, roter Traktor halbseitig die Strasse blockiert. Wie er da so trotzig parkt, sieht er grösser aus als er ist. Dieser: ohne einen Fahrer. Wie bei einem verlangsamten und bis zum Stillstand abgebremsten Duell stehen sich die beiden Traktoren gegenüber und rühren sich nicht. Der Fahrer des grossen, der tonnenweise Scheisse hinter sich geladen hat, atmet missmutig aus und rutscht fast unmerklich auf seinem Sitz hin und her. Dann ist wieder nichts wahrzunehmen und

das Bild der beiden Fahrzeuge friert vor uns in der kaum warmen Frühlingssonne vor uns ein. Man kann derweil die Berggipfel ringsherum ein wenig kleiner und die wenigen noch verbliebenen Gletscherzungen schmelzen sehen, all das aber nur sehr langsam. Weiterhin nichts. Niemand will aus einem der noch spärlich am Dorfrand vorhandenen Häuser kommen und sich entschuldigend zum roten der beiden wenden, um dessen Motor anzulassen und dann so nah an den Rand zu fahren, dass der andere endlich mit seiner Ladung durchkommt. Oder um rückwärts bis zu einer Ausweichstelle zurückzustossen. Niemand kommt und greift ein. Keine Bewegung durchschneidet das Tableau. Nur die Hände des einen, der dort schon lange, sehr lange, auf den anderen wartet, sind trommelnd an den Fingerspitzen im Führerhäuschen zu sehen. So wie sie ein wenig tastend eine Lenkbewegung nachahmen und dann doch wieder fast enttäuscht auf den Oberschenkeln des Manns Platz machen.

Viel später dann hupt es mehrmals.

Nichts geschieht. Der rote Traktor scheint immer noch niemandem zu gehören. Keiner kommt aus dem Haus, keiner kommt gerannt oder entschuldigt sich schon von weitem für die unbotmäßige Blockade genau an der Stelle der Strasse, die selbst ein hanebüchenes Seitenmanöver mit den wendigen Landmaschinen über steile Mattenstreifen

Es verharrt auch weiterhin und hat beschlossen, mit seinem Gefährt zu verwachsen, in ein paar Jahren nicht mehr unterscheidbar von ihm zu sein.

Wenn doch der andere Traktor in seiner Farbigkeit, in diesem gottverdammten Rot, nicht ständig einer Ohrfeige gleich mit dem starren Blick des Mannes duellieren würde. Da muss doch langsam eine Wut sein, oder eine Ungeduld. Die Frau zuhause. Das Essen, vielleicht auch ein Bier zum Nachmittag. Nichts. Alles bleibt in einer Ruhe stehen, die unendlich weitergehen kann. Stundenlang. Der Abend senkt sich langsam vom Tal herauf kommend über die Strasse. Und der Mann sitzt weiterhin da und wartete Man sieht nur, wie er den Motor anlässt und später dann das Licht einschaltet. Aber er weicht nicht.

3

Zittern am Morgen

Dieses Zittern morgens. Wir fahren nach Garmisch. „Zum Bergsteigen“ hatte es abends geheissen. Und dass es hoffentlich bei Sonnenaufgang schönes Wetter habe. Vielleicht doch, trotz der Wettervorhersage am Abend. Man holte mich morgens sehr früh aus Bett, und ich: aufgespannt wie eine Feder, sprang aus dem Bett, schon beim öffnende Knarren meiner Schlafzimmertüre. Nach vorne huschte ich, in die Wohnküche. Dort stand Vater, bereits mit seiner Bundhose und den roten Wollsocken angetan, das weissrot karierte Hemd hochgeschlossen, sorgenvoll aus dem Fenster schauend. Noch unschlüssig wegen des Wetters. Ob es wohl reichen würde für den Tag in den Bergen? Ob es das Benzin wert wäre. Vertan werden sollte ein Sonntag nicht, so er. Schönwetter–Bergsteiger aus Vernunftgründen. Was sollte man auch bei Regen dort. Nass herumlaufen etwa? Sinnlos sei das. Also würde eine klare Entscheidung anhand einer guten Wetterprognose gefällt werden. Natürlich von ihm, schliesslich gehe es, neben des Verbrauchs an gutem Benzin, um einen Tag in den Bergen, mit der ganzen Familie. Und er war dessen Oberhaupt. Ich schlich mich in die Küche kommend an ihm vorbei, sass halb angezogen, abwartend auf der Couch, zitternd. Der Morgenkälte wegen

vielleicht, oder weil ich es mit meinen fünf Jahren nicht gewohnt war, so früh aufzustehen und aus dem Schlaf gerissen zu werden. Der Körper vielleicht aber auch der Aufregung wegen vibrierend. Ich hoffte auf den erleichternden Satz, auf drei Wörter, solche wie "probieren wir es". Aber Vater liess sich an diesem Morgen Zeit. Zu unklar das Wetter im Frühjahr, noch lichtete sich der Morgennebel nicht. Die Sonne war nicht zu sehen. Da, zwischen den Nachbarhäusern der Gottwalds und Wicks. Die Baulücke zwischen den zugewandten Mauern wollte noch keinen einzigen Strahl von ihr durchlassen. Dort hätte sie sich schon längst gezeigt, wäre der Himmel wolkenlos gewesen. Selbst an einem frühen Aprilmorgen wäre ein Verlauf von Blau zu Gold zu dieser Zeit weich von ihr in den Himmel gemalt worden.

Aber heute blieb der Himmel dunkel und düster. Und ich sass da, schlotterte kurz auf, am gedeckten Frühstückstisch, ass dann ein wenig von meinem Honigbrot und beobachtete Vater, wie er weiter fragend den Himmel absuchte. So, als könnte er schon auf einem Gipfel stehen und von dort weit in die Ferne schauen. Das rote Karohemd in der Kniebundhose, die roten Socken schon in den Bergschuhen. Er wollte es doch auch, aber ich traute mich nicht, ihn um diesen Tag zu bitten. Stattdessen wartete ich kauend darauf, dass sich sein Blick zu uns richtete, auch zu meiner Mutter, die sicher das letzte, wenn auch leise Wort darüber hatte, ob wir uns in den Wagen setzten.

Ich wartete kauend ab und betrachtete seinen Hakelstecken, der neben der Kommode zum Gehen bereit gelehnt war. Darauf befanden sich die Zinnwappen von Garmisch, mit Zugspitze, Oberammergau, Oberstdorf, Füssen, Tannheim und merkwürdigerweise auch Lindau. Überall ausser in Lindau waren wir gewesen und hatten ihn zufrieden diese Wappen kaufen sehen, die er dann am Abend mit kleinen Nägeln der Reihe nach in Richtung der Eisenspitze am gebogenen Holz festnagelte. Der Gangstock war unser Logbuch, zeigte unsere glücklich erstiegenen Gipfel, auch wenn man nur die Orte auf den gepressten Andenken finden konnte. Aber er stand für unsere kleinen Eroberungen – bei schönem Wetter.

Der würde gepackt und mitgenommen werden. Eigentlich genauso wehrlos wie meine Schwester, die eher desinteressiert und eigentlich auf eine Absage hoffend neben mir frühstückte. Mutter sass neben uns und löffelte abwartend neutral in ihrem Morgenkaffee.

Ich war der Einzige, der noch mehr als seinen Schlaf für ein Losfahren in Richtung Garmisch gegeben hätte. Alle anderen, so schien es mir, würden das so etwas Nebensächlichem wie dem Wetter überlassen. Aber ich, ich wäre auch im Regen auf das Kreuzeck gewandert, weiter zum Osterfelderkopf, vielleicht sogar in die Schöngänge hinauf zur Alpsitze eingestiegen. Ich wäre wahrscheinlich

wieder der, der ohne ein Zeichen von Anstrengung am Gipfelkreuz des Kramers oder Wanks auf die anderen wartete. Und dann, nach ein paar Minuten, käme Vater schwer atmend, unseren Hakelstecken rhythmisch einstechend, hinterher, würde sofort sein Gipfelbier aus dem Rucksack ziehen und mir wortlos meine Limonade reichen, während meine Mutter und meine Schwester noch lustlos und ein wenig mühevoll die letzten Serpentinaen zu uns hinauf stapften. Die Zugspitze und die Waxensteine wären zu sehen, Bergdohlen könnte man füttern. Es gäbe Landjäger aus dem durchgeschwitzten Rucksack, und ein Stück Brot. Im Tal unten vielleicht ein Eis vor der Heimfahrt. Ich würde beim Einschlafen noch den Weg vor mir sehen, wie ich ihn wieder und wieder hinunter rannte. Ganz deutlich, bis in meinen glücklichen Schlaf hinein. Aber so etwas passierte eher im Sommer. Jetzt war es Frühstück.

Mehr als eine Wanderung im Ort war doch eh nicht geplant.

Vater war immer noch nicht zu seinem Entschluss gekommen. Er stand da und schwieg. Bedrohlich, wie es mir schien. Die Hände in den Hosentaschen, darin vielleicht den Autoschlüssel suchend. Hingegen, was stände denn zur Auswahl, wenn das Wetter sich zum Schlechten wendete? Was fängt man an einem regnerischen Sonntag, zu weit vom nächsten Berg entfernt, an? Meine Mutter hatte es da einfach, sie würde sich um einen Braten kümmern, der ja

Vater konnte immer noch zu seinen Freunden ins Wirtshaus gehen und nach dem Frühschoppen und einem zufrieden gefüllten Magen eine Runde auf dem Sofa verbringen, bevor er das Liegemöbel mit einem Gang ins Wohnzimmer für einen Nachmittagsfilm aus den 60ern freiräumte. Meine Schwester hatte eine Freundin in der Nachbarschaft. Aber ich? So ohne ein Gipfelkreuz, so ohne den Blick auf meinen Lieblingsberg, ohne den Geruch der Latschen beim Aufstieg? Ich würde den Tag hassen. Ihn schnell zu den wenigen bereits gelebten legen wollen. So tun, als wäre ich gar nicht erst aufgestanden und hätte nicht diesen gottverdammten Satz am Vorabend gehört, morgens Vater in seiner zeitgemässen Bergtracht gesehen. Ich würde so tun, als wäre der Tag immer schon chancenlos langweilig und träge vor sich hin gelaufen.

Draussen, auf dem Pflaster der Terrasse hörte ich es schlagartig rauschen. Als ich entsetzt um die Ecke blickte, hatte sich das Pflaster dort schon feucht eingefärbt. Vater nahm die Hände aus den Taschen, atmete aus und bückte sich, um die Schuhe aufzuknüpfen. Wir anderen sassen eine Weile lang da und hörten still dem Regen zu.

4

Der Duft des Lebens

In Zimmer 14 wohnt ein Aufrührer. Einer, der Unruhe in das Haus bringt. Seit Jahren ist er immer schon im Frühling zu Gast, hat sich bisher tadellos benommen und den Frieden im Haus nicht gestört. Kein Laut kommt seit Jahren aus seinem Erdgeschosszimmer. Früh geht er nach seinen Wanderungen ins Bett, steht morgens zeitig auf und verlässt wieder das Haus. Er grüsst stets freundlich, wenn man ihm doch auf dem Weg zur Etagendusche begegnet. Sonst: eher ein Schatten in den langen Zimmerfluchten. Das mag man hier.

Aber seit diesem Frühjahr ändert sich das.

Arno Meier öffnet am zweiten Ferienmorgen den mitgebrachten Schrankkoffer und klappt mit einem Lächeln die grossflächigem Seitentüren auf. Er freut sich an den vielen kleinen Fläschchen in edler Verpackung, die da in den einzelnen Seitenschlaufen stecken, und kontrolliert noch einmal die akribisch erstellten Aufschriften. Wunderbar, keine von ihnen, weder die eher empfindlichen Behältnisse noch deren feine Beschilderungen, haben durch die Anreise mittels Zug und den doch recht langen Gang zur Villa

gelitten. Alles war an seinem Platz und sieht schmuck aus. Ganz so, wie Arno es sich wünscht. Er lächelt zufrieden und wendet sich dem Fenster zum Garten zu. Das reicht bis zum Boden und will als Balkontüre geöffnet zu werden, frei den Gang hinaus ermöglichen, wo es nach einem für drei Stühle und ein Bistrotischchen ausreichenden Podest aus Kalkstein und einer kleinen Umzäunung mittels Treppe direkt in den Hof der Auffahrt geht. Er greift in die Mitte des Schrankkoffers und holt die drei gemalten Schilder sowie den Dekostoff aus leichter Gaze hervor. Er rückt die Paravans des Zimmers so zurecht, dass sich nun mit ein paar wenigen Griffen die Dekoration hinter dem Koffer herumschlingt, es den Rest des Zimmers gut vor Blicken durch die Balkontüre abdeckt und so eine Art von begehbarem Schaukasten erzeugt. Dann nimmt er nach einem weiteren zufriedenen Nicken die Schilder, auf denen "Arnos Lebensgeister" steht. Er klemmt das grösste der drei über die weit geöffnete Balkontüre und fixiert es dort gegen eventuell aufkommende Windstösse.

Dann trat er vom Stuhl herunter und drei Schritte zurück, liest noch einmal lächelnd, was er da eben angebracht hat, geht über das knirschende Kies des Hofes mit den anderen beiden eher pfeilartig zurechtgeschnittenen Schildern zuerst zur Grillecke hinüber, richtet dort an den Aussenkerzenhaltern des Sommerpavillons das eine Schild genau auf sein Zimmerpodest, geht mit dem anderen zur

Niemand ist im Hof zu sehen. Da ist zuerst nur Arno, der zufrieden nickt und sich die gelungene Wegführung hin zu seinem Schrankkoffer vor den Paravans anschaut.

Als er das knirschende Kies unter seine gehenden Füßen zurück spürt, wird ihm klar, dass jetzt der Moment für die Eröffnung gekommen sein muss. Und dass die geöffneten Fläschchen alles andere für ihn erledigen würden. Es ist ihm klar, dass er nun den grössten Teil seiner Arbeit getan hat, denn wenn seine Idee greift dann würden alle im Haus nun wie von selbst in den Hof und zu ihm und seinem Zimmer gezogen werden. Behutsam entschärft er in einer gewissen Aufregung Verschluss um Verschluss der mitgeführten Fläschchen. Ein betörender Duft um den anderen reichert die Luft an und setzt sich weit um den Schrankkoffer herum fort. Man kann Vanille riechen und Sandelholz, es duftet nach frisch Gebackenem und nach dem Nacken einer freudig tanzenden Schönheit, es riecht nach jauchzenden Kindern und eng umschlungenen Liebespaaren, es duftet nach dem zartesten Kuss inmitten eines lauwarmen Sommeregens und dem brüllenden Gelächter an einem gemeinsamen Tisch. Es riecht nach Zufriedenheit und der Lust, morgens nur mit einer Zeitung unter dem Arm im Lieblingscafé seine erste Bestellung zu tätigen, dabei ein Lächeln zu erhalten. All das quillt aus den kleinen Fläschchen weiter und weiter hinaus aus dem Zimmer von

Arno Meier und ist bald daraus überall im Haus zu bemerken. Konzentrisch schweben Düfte weiter, die man so lange in diesem alten Gemäuer vermisst hat. Arno steht einfach davor und lässt mit einem langen, tiefen Einatmen die Hände halbhoch ausgebreitet stehen. Leben. Das ist Leben.

Es duftet nach dem ersten Schluck Holundersirup während einer langen Wanderung und nach den Handflächen des Vaters, wenn man sich fest an ihn schmiegt, es riecht nach einer durchtanzten Nacht und dem Gang mit Tausenden von Menschen in ein lang erwartetes Konzert. Arno kann die Überreichung seiner Diplome riechen und seinen ersten Tag am Strand. Er spürte den Markt mit allen frischen Früchten im Süden wieder und kann die schweren Weine schmecken, die er immer nur mit einem guten Buch in der Hand trinkt. Er schnuppert selig in Weihnachtsessen und spürte den Duft einer Seilbahn, die ihn gleich auf die Pisten bringen wird. Die Augen schliessen sich, und um ihn herum schlingen sich leise die Arme dieser dunkelblonden Frau, es streicht die Katze um seine Beine und es ist ihm als würde ihm gerade jemand ein wunderbares toskanisches Gebäck in den Mund stippen. Das Leben ist angekommen und wieder eingekehrt in das so ruhige und sonst nur morsch riechende Erdgeschoss Zimmer.

„Machen sie das sofort zu.“

Arno reißt erstaunt beim Klang der schneidend kalten Stimme die Augen auf. Da steht diese ältere Frau vor ihm und hat nur einen versteinerten Gesichtsausdruck zu bieten. Mehr nicht. Das heisst: so alt ist diese Frau vielleicht gar nicht. Arno schätzt sie auf höchstens Mitte Vierzig. Aber etwas an ihr sieht erkaltet und ohne Eigengeruch aus. Das heisst: sie erscheint ihm gar nicht mit versteinerner Miene, sondern hat eher einen unterschwellig wütenden Ausdruck aufgesetzt. Das heisst: sie ist es nicht alleine, die geruchslos und unfreundlich vor ihm steht. Als Arno im Stillen durchzählt, kommt er darauf, dass sich fast alle Gäste des Hauses vollzählig hinter dieser Frau versammelt haben und in der Art ihrer Formation der Sprecherin Recht geben, ihr Denken einfach nur aussprechen lassen.

Zumachen also. Wie wegzusperren. Die Flaschen verschliessen und das Leben wieder einfangen und wegtun.

Immerhin: Die Schilder vom Eingang bis hin zu seinem Zimmer scheinen funktioniert zu haben. Sie locken an. Oder ist es der Duft allein. Das Leben, zu riechen in allen Facetten, unabänderlich anziehend. So wie das Licht keiner Motte eine Chance zu lassen scheint. Ähnlich feindlich jedoch. Arno sieht sich einer Front gegenüber, weniger einer Kundschaft, die vielleicht das eine oder andere Fläschchen zu erstehen trachtet.

"Sie machen das sofort zu. Wir wollen das nicht."

Wohl zwecklos, ein Sonderangebot anzupreisen.

"Wir holen die Polizei."

"Gehen sie. Schnell."

Andere Stimmen mischen sich vor allem von denen weiter hinten ein. Sie klingen erhitzt, aufgeheizt, kochend, sie drängen Arno Meier immer weiter auf seinen Schrankkoffer zu. Er hört hinter seinem Rücken schon das klirrende Anstossen der ersten Fläschchen.

5

Flachmann räumt auf

Die neue Verkehrsverbindung zwischen München und Verona ist fertig, Eine neunzehnspurige Autobahn führt brettgerade durch das ehemalige Südtirol und das Etschtal. Die Fahrzeit von Innsbruck nach Florenz verkürzt sich so auf zwei Stunden. Die Anwohner erhalten Gutscheine für einen neuen Berggasthof im Wallis oder Bargeld. Die EU preist dieses Projekt als die gelungene Synthese aus Naherholungsgebiet Adria und Zonenranderschliessung für neue Arbeitsplätze im Veneto und in Südtirol.

Seit das Inntal ausgefräst wurde, passen weitere 200.000 Wohnungen in das Stadtgebiet von Innsbruck. Und vor allem sind sie bequem und winterfest zu erreichen. Projektleiter Martin Gruber steht stolz vor dem neuen Stadtteil "Durchholzen" und verweist auf die grosszügige Anlagen des Viertels. Durch die Fräsung lassen sich auch mühelos Golfplätze fast bis an die Innenstadt heran anlegen. Endlich herrscht Platz im Tirol. Und selbst die Bauern auf den Hängen geben zu: man ist jetzt in fünf Minuten am nächsten Supermarkt, wo man früher - wenn es

das Wetter zuliess - vor allem im Winter fast stundenlang auf engen Serpentinaen ins Tal schleichen musste.

Das Projekt der alpinen Ausfräsung, entstanden aus einem Sonderförderungsprogramm der EU, hat sicher vor allem am Anfang nicht nur Freunde in den Regionen gefunden. Der Naturschutz und andere konservative Gruppierungen gaben schnell zu bedenken, dass es sich hier um einen wesentlichen Eingriff in die Landschaft handle. Aber, so die Befürworter, genau darum gehe es ja. Und zwar um einen Eingriff zum Wohl der ansässigen Bevölkerung und derer, die auf eine einfache Passage von Nord nach Süd angewiesen seien. Und schliesslich handle es sich dabei ja um Gebiete, die wegen extrem hohem Verkehrsaufkommen und dichter Besiedelung beim besten Willen nicht mehr als naturbelassen gelten könnten. So sei eine funktionsgerechte Nivellierung doch nur mehr sinnvoll und angemessen.

Die ausgesteckten Bereiche rund um das Inntal und die nach Südtirol hinein fliessende Etsch erhielten einen Zonenbefeuchtungsplan, der schonend genau dort das Bergmaterial beseitigte, wo bisher umständliche Umbauungen, nach Europa benannte Brücken und komplizierte Betunnelungen notwendig schienen, nur um wenigstens eine zweispurige Autobahn nach Italien und Hangsiedelungen im stets beengten Innsbruck zu ermöglichen.

Das Gebiet rund um den ehemaligen Brenner machte dabei den Anfang und konnte schon 2028 mit einer neu eröffneten Autobahn brillieren, die zehnspurig und mit einer reduzierten Reisezeit hochattraktiv für Durchreisende und vor allem den Güterverkehr wurde. Synergetische Verwendungen des Abtragungsmaterials in der Form eines Deichs vor Venedig und die Anhögelungen der Po Ebene zum Schutz vor Hochwassern hatten einen positiven ökologischen Effekt, der dem ganzen Projekt eine positive Note gaben.

Nun gibt es nach Freitag Feierabenden nichts Schöneres für Münchner, also noch eben schnell in die Frühlingssonne des italienischen Südens zu rasen. Wenn nur der Stau nicht wäre. Man überlegt die Anlage von neuen Trassen auf der Höhe Landeck, hinein ins Veltlin.

6

Englische Pärke

Warum nicht eine grosse Mauer um die schönsten Täler der Alpen ziehen. So eine, wie sie um Sanssouci und Nymphenburg existiert. Um Versailles. Und hinter diesen Mauern erstreckt sich vom Brenner bis in die Steiermark, oder nur vom Mont Blanc bis zum kleinen Sankt Bernhard eine wunderliche Landschaft, in der sich saftige Wiesen, antik anmutende Tempel, versteckte Wasserspiele und kleine Lustschlösslein zwischen hohen Felsengipfeln schmiegen. Für den Eintritt in diese Wunderwelt bedarf es einer Erlaubnis, oder sagen wir: ich darf mir ein Tagesticket mieten, um durch die Täler voller Pfauen und Zieralmen in mitten eines Blumenmeer zu lustwandeln. Erfrischungspavilions reichen dazu eine gute Tasse vom Olongtee. Und die Kirschenblüten auf den Bäumen, die Apfelbäume voller Blüten laden dazu ein, im Vorübergehen einzuhalten. Von weitem lässt sich Musik erahnen. Hörner. Auch ein Juchzen.

Es ist eine privatwirtschaftliche Initiative. Der verlassene Alpenraum, der nun kaum noch Bevölkerung aufweisen kann, der nach dem Ausbleiben des Schnees und durch die unsichere Wetterlage schon in den Frühlingsmonaten

keinerlei Nutzwert mehr vorweisen kann, harrt zumindest in den Hochtallagen einer neuen Verwendung. Deshalb sucht man private Investoren, die eine gewisse finanzielle Potenz aufweisen können, um aus den verlassenen Landschaften eine künstliche Urwüchsigkeit zu gestalten, die es mit den schönsten Ölgemälden aus dem 19. Jahrhundert aufnehmen könnten. Englische Pärke entstehen dank der Unternehmungen, die schon in Dubai Skihallen und in China überdachte Bambuswälder riesiger Ausmasse ermöglichten. Sie dienen einem exklusiven Naturerlebnis, das mit Preisen ab 1950,- EUR für das Tagesticket ein Stück Himmel dort ermöglicht, wo der Aufenthalt gesichert möglich erscheint. Die Gäste stehen sich nicht Gefahren durch plötzlich einsetzenden Starkregen ausgesetzt. und die wieder eingebürgerten Wolfshorden sind auf der anderen Seite der Berge zu finden.

An den gebuchten Tagen bringt ein Helikopter morgens die Gäste in die komplett abgeschotteten Hochtäler. Nachts sind Instandsetzungsteams unterwegs, jetzt sieht die Wildnis komplett perfekt aus, kein umgefallener Baum liegt an der falschen Stelle, kein Fluss schwemmt in das falsche Tal. Die Pavillons mit den Erfrischungen stehen bereit. Exotische Früchte, kalte Drinks und leichte Snacks sind immer verfügbar, wenn man ausgestreckt auf einem Kissen den sorgsam ausgesetzten Rehen dabei zuschauen will, wie sie das Hochtal überqueren.

Weiter hinter steht ein römischer Tempel und bildet zusammen mit einer kleinen Brücke über den Tobel ein bukolisches Idyll, das die Schönheit des Tales vor den Augen der Betrachter ausbreitet. Auf Wunsch sind alle Aufenthaltsorte, die man jederzeit mit einer unterirdischen Bahn erreichen kann, auch exklusiv zu mieten. Das summiert sich dann allerdings schnell in einen hohen sechsstelligen Betrag für einen Tag.

Allerdings - natürlich lawinensicher, selbst in den Hochalpen-gebieten - offenbart sich dann eine Ruhe zwischen den sorgsam angelegten Wildbachwasserspielen und den fast belassenen Bergdörfern, wie man sie geschützt sonst nirgends mehr in Europa finden kann. Auf Wunsch lassen sich sogar alle Netze unterdrücken und Anrufe unterbinden.

Die zeitlich genau festgelegten Zeiten der Einsamkeit sind sehr begehrt. Finanzunternehmen gönnen sich gerne in den ehe-maligen Frühlingstagen, wenn die Sturmgefahr vor allem hier gering ist, gerne einen Wochenendtag und spannen aus.

Die Pärke sind ähnlich zu japanischen Gärten in perfekter Perspektive angelegt und strahlen eine innere Harmonie aus. Klug wechseln sich Weiden, Blatt- oder Nadelholzwälder mit Findlingen gleich in der Landschaft

stehenden Dekorfelsen ab. Die weitestgehend belassenen Gipfelsillouetten schliessen die einzeln zu buchenden Täler gut ab und halten den Lärm und die Zerstörung von den noch in Nutzung befindlichen Gebieten an. Dort mag alles mögliche gewonnen, abgebaut und endgelagert werden – vor allem letzteres – aber das lässt sich hier auf der Seite der Pärke nicht einmal erahnen. Vogelstimmen kommen aus der Schallanlage. Auf Wunsch auch Musik von wahlweise Alpenhörnern, klassischen Komponisten oder aktuellen Charthits. Aber die meisten Besucher wünschen sich nur die eingespielten Naturgeräusche. Wenn dann mit einer Traubenrebe in der Hand der Gast auf einem Kissen liegt, weiter hinten und umgeben vom Gezwitscher und dem Gemurmel eines neu angelegten Bergbaches das erste Rotwild zur Tränke aus den dicht gehaltenen Wäldern kommt, würde niemand vermuten, dass vieles aus dieser Kulisse jährlich neu angelegt und optimiert wird, mit Sensoren dicht bestückt seine Einsatzfähigkeit anzeigt und bei Ausfall ein Signal in das Kontrollzentrum schickt. Das alles wird man ausserhalb des Kontrollzentrums nicht mitbekommen. So wie die mehr als 4000 Gärtner auf Hoovern im Einsatz, die nachts zugange sind.

Alpenpärke sind dann ein hervorragendes Geschäft geworden, sie werfen schon nach dem dritten Jahr Profit ab. So einträglich sind sie, dass das damit erfolgreiche Unternehmen inzwischen auch einen Tag des offenen Tals

Kostenlos natürlich. Was sonst hinter geschützten Mauern unzugänglich bleiben muss, kann dann auch solchen Menschen geöffnet werden, die sich die Eintrittsgebühr nicht einmal für die Gruppentage leisten können. Die meisten, die dann die Täler besuchen, verwenden den Tag, um den Gräbern der Familie die Ehre zu erweisen, sollten diese noch nicht planiert oder unter neu gestalteten Ruinen verschwunden sein.

7

Oberhalb der Nebelgrenze

Wir befinden uns seitlich vom Ultental, etwa auf 2100 Meter über Meereshöhe, an einem weit ausladenden Hang unterhalb des Sarebergs. Wir sind als ein paar der wenigen durch den Nebel hier herauf gestiegen. Auf einem eher unbekanntem Steig. Die anderen, vor allem der bis zur SP 86 haben eine Umzäunung, an der es nicht weiter geht. Die Bebauung ist unter Strom gesetzt, und man lässt wohlweislich die Finger davon. Die Gemeinde will nicht, dass man ihn überquert und über der Nebel- und Baumgrenze frei weiterlaufen kann. Das Hochtal ist abgesperrt und als agrarisches Sperrgebiet gekennzeichnet. Die Schilder sprechen eine klare Sprache. Auf Deutsch und Italienisch.

Aber wir sind durchgebrochen. Auch wenn unsere Anfragen an die Gemeinde wenig erfolgreich schienen. man antwortete nicht. Lange Zeit, aber dann immerhin mit dem Hinweis darauf, dass dort oben nicht zuletzt wegen der Minengebiete aus dem ersten Weltkrieg jeder kleinste Spaziergang mit hohem Risiko verbunden sein könne. Und tatsächlich, als wir uns nachts mit der Hilfe eines

bestochenen Einheimischen durch eine wenig bekannte Lücke des Zaunes zwängen, sehen wir wenig weiter oben bei den letzten verkrüppelten Lärchen im Vollmond Vertiefungen, die an MG-Nester erinnern. hier muss die Front verlaufen sein. Aber ob man sich hier oben die Mühe gemacht hatte wirklich Minen zu verlegen?

Aufmerksam wurden wir auf dieses Seitental, weil uns die Masse des geernteten Gemüses in der Nähe nicht mit den Angaben aufgehen wollte, die die Gemeinde zusammen mit den Tonnen der Ernte und den Quadratkilometern an Plantagen kommuniziert. Uns fehlten nach einigen Berechnungen etwa 20 Quadratkilometer an Anbaufläche, um auf die Mengen an exquisiten Agrarprodukten zu kommen, für die das Tal so berühmt ist. Vor allem für einen bestimmte Bergapfelsorte, die nur dann voll ausreifen kann, wenn sie von August bis Oktober zur Ernte fast ununterbrochen einer soliden Sonne ausgesetzt ist.

Aber der im Ultental fast immer vorhandene Nebel schien uns nicht zu diesen Mengen zu passen, die zudem zu unglaublichen Preisen gehandelt wird. 2013 erzielte das Kilo Ultener Bergapfel auf dem Großmarkt in Meran einen sagenhaften Einstiegspreis von 14 Euro pro Kilo, und das auch nur, wenn man mindestens eine Tonne davon abzunehmen bereit war. Das und die schiere Menge des Angebots liessen uns nicht zur Ruhe kommen. Auch die

Breiter ausgebaut als der Rest der Talstrasse ist sie sichtlich auf Schwertransporter ausgelegt. Und eine Nacht im Waldstück neben der Auffahrt im Oktober zeigte uns einen Apfellaster um den anderen. Aber als wir die Strecke tags darauf abfahren, konnten wir weder Apfelplantagen noch die dazu gehörigen Transportfahrzeuge sehen. Allerdings waren mehrere Tunnels mit großem Aufwand in den Berg gefräst worden. Und hinter ihnen entdeckten wir immerhin noch einen immensen Wendekreis, der als Parkplatz getarnt, auch Zugmaschinen mit mehreren angehängten Wagen die Möglichkeit gab, umzudrehen.

Unser Logistikscout hatte bei mehrmaligem Abfahren der Tunnels die entscheidende Idee. Wenn man langsam die Strassen untertage abfuhr und mit Taschenlampen aus dem Wagen heraus die Tunneldecken ableuchtete, dann schimmerten immer wieder metallene Deckenöffnungen hervor, die sich auf der Höhe von Notausgangszeichen befanden. Bei diesen Öffnungen musste es sich um Schiebevorrichtungen handeln, die jemand zur Seite fahren konnte, um die Transporte von oben zu bearbeiten. Aber über den Tunnels waren offensichtlich die Bergmassive des Ultentals zu finden.

Ein Rinne musste von sehr weit oben bis hinunter führen. Und wir wollten verstehen, wo diese ihren Ursprung. Also begannen wir mit der Vorortrecherche am Berg.

Was uns zuerst fanden, war eine unglaublich große Nebelmaschine in einem langgezogenen Almschuppen. Aus dessen Rückfenstern drang so viel Wasserdampf, dass scheinbar das ganze Tal damit angefüllt wurde und man von unten das Gefühl haben musste, dieser Nebel durchziehe natürliches das Tal. Deshalb war dieses Gebiet nicht besonders beliebt bei Bergwanderern. Man habe hier selten Sonne zu erwarten. Und ganz gegen die üblichen Gepflogenheiten der Region lassen sich hier auch keine bewirtschafteten Almen finden. So als fände das Tal touristisch nicht statt. So, als würde das zusammen mit dem Nebel jeden Fremdenverkehr verhindern.

Nun aber liegen wir hinter der Zaunbarriere auf der Lauer und sehen im zuerst noch schummrigen dann immer firmer erscheinen den Morgenlicht nach Stunden aufs er Lauer die Sonne frei und an einem wolkenlosen Himmel aufgehen. Was wir sehen, verschlägt uns die Sprache. Wo man Fels und ein paar sich an Stein duckende Moose erwarten würde, offenbart sich uns der Anblick von Kilometern an Apfelpalmen. Ja, Apfelpalmen. Statt mannshoch an dünnen Stämmen zu wachsen, zeigen sich 10 bis 12 Meter hohe Stämme über der Nebelgrenze, die an deren Kronen vor Fruchtgehänge nur so strotzen. so als wäre das Dach der Palmwedel ein einziger Apfel. Jeder Baum mag gut und gerne 1,5 Tonnen an Frucht tragen. Und das im Frühjahr! In es stehen in diesem Hochtal Tausende und Abertausende

So irritiert, dass wir nur deshalb vor den bewaffneten Wachen davon kommen, weil unser Führer, ein ehemaliger Bergapfelbauer, wie er sagt, uns noch rechtzeitig in eine Mulde zurück zieht, Als die Männer mit den kreisenden Blicken langsam wieder aus unserem Umkreis verschwinden, zeigt er mit einem bitteren Lächeln auf die unglaublich große Ernte vor uns und schüttelt resigniert den Kopf.

Das sei nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden. Noch bevor die Touristen kamen. Man habe die Karten des Gebiets gefälscht, eine alte Nebelmaschine der Nazis, die vor dem Tal bei Kriegsende zurückgeblieben sei, aufgebohrt und verbessert und das Gebiet neben der Umzäunung (eines der Berg KZs aus dem Krieg) auch mittels Nebel unzugänglich gemacht, aber der reiche eben nur bis hierher. Und dort beginne eines der lukrativsten Anbaugelände der Welt. Der Bergapfel erziele wegen seines Wohlgeschmacks unglaubliche Kilopreise, bei vier Ernten im Jahr. Die anderen Bauern würden einen fantastischen Schnitt damit machen und deshalb die Talwirtschaft nur pro forma weiter führen.

Aber die Frage steht hier auf freiem Feld im Raum! warum man denn so einen Aufwand mit der Öffentlichkeit betreibt. Sicher sei das Apfelgeschäft hoch einträglich. Das sei doch aber kein Grund für diese fast paranoide Geheimhaltung.

"Drogen, was sonst?"

Wir verstehen nicht sofort. Erst als er auf einen der Bäume deutet und sie als Afghanische Bergapfelpalme bezeichnet, dämmert es uns. Angeschnitten geben die Palmenstämme ähnlich zu Mohn eine opiathaltige Substanz ab. Eimerweise und hoch konzentriert. Die Äpfel seien nicht nur das Abfallprodukt einer unglaublich ergiebigen Opiumspflanze, die es vor Neugierigen zu schützen gelte. Der Geschmack komme auch durch leichte Opiatsrückstände zustande. Das kurbele das Geschäft weiter an und mache das Dorf reich, aber auch zynisch. Er wolle da nicht mehr mitspielen und habe sich zurückgezogen. Mit dem Versprechen, keinem Lebenden dieses Geheimnis jemandem zu verraten.

Hier stutzen wir, jetzt sei es doch aber an uns verraten. Was sei denn jetzt mit seinem Versprechen? Er lächelt, zieht aus dem Mantel eine Uzi heraus, vollautomatisch. Er dankt uns noch einmal für das gute Geld, das wir ihm bis hier hin bezahlt haben. Dann richtet er den Lauf auf uns.

8

Amdenstein - Die Gründung

Im Jahr 2003 kam der Unternehmensberater Hans Meyer für einen einwöchigen Aufenthalt nach Amden. Das damals noch Schweizer Streudorf hatte schon bessere Tage gesehen. Es bestand aus den üblichen, in Auberginefarben verschindelten, alten Bauernhäusern, ausgebauten Chalets, und aus den 60ern stammenden Ferienhäusern mit Bergblick. Auch die ersten Flachdachbungalows standen bereits in Planung. Hans Meyer war sofort fasziniert. Schon der erschwerte Zugang durch den teilüberdachten Ortstunnel, der hoch über dem Waltensee zur ersten Kehre führte, ergab für ihn Sinn. Es bedurfte nur wenig Aufwand, und Amden würde von der Aussenwelt abgeschnitten sein.

Auf einer Sonnenterasse mit Blick auf die Flumser Berge gelegen und nicht zu weit von Zürich entfernt, aber doch rings mit den Gipfeln umgeben konnte das Hochplateau als eine abschliessbare Einheit gesehen werden. Hans Meyer begann, in den darauf folgenden Jahren immer wieder die Sommer hier zu verbringen, und sich mit der hiesigen Bevölkerung anzufreunden. Mehr und mehr Menschen lernten Hans Meyer schätzen. Er grüsste freundlich, wann

immer er einen aus dem Dorf vorbei gehen sah, stand immer für ein paar nette Worte vom Südbalkon seiner Ferienwohnung auf und lehnte für einen kleinen Plausch an das Geländer. Und er hatte interessante Dinge zu erzählen, die mehr und mehr Eingang in scheinbar nebensächliche Plaudereien fanden.

Vor allem seine Schilderungen von den zunehmenden Problemen in der Schweiz und den umliegenden Ländern. Vor allem die Angst vor dem Zuzug von Ausländern und die immer mehr erhöhte Steuerlast gab den Menschen in Amden zu denken. Zwar hatten sie beides vorher noch kaum wahrgenommen. Aber sie waren dankbar über die Hinweise, die sie nun zwischen zwei herzlichen Grüssen bekamen. Auch abends, denn man traf sich im Wirtshaus, das ein guter Treffpunkt war, wenn die Tagestouristen verschwunden waren. Hans Meyer trat immer dann vorsichtig in die Wirtstube ein und setzte sich bescheiden in eine der freien Ecken. Erst wenn ihn die Bauern oder die Würdenträger des Ortes ansprachen, stand er auf, trat an ihren Tisch, setzte sich mit einem kleinen Bier in der Hand und zeichnete den Menschen am Stammtisch ein düsteres Bild von der Welt da draussen. Sie nickten alle. Immer mehr. Wie das Wasser seinen Weg nach einem Regen über die Strassen fand, rieselte jedes dieser Gespräche in das Denken der Amdener. Und Hans Meyer war froh darüber. Längst hatte er den Plan gefasst, nach Schweizer Recht der

Solche Bestrebungen, ernst oder nicht, gab es immer wieder. Das konnte nicht von heute auf morgen passieren, das musste gut vorbereitet werden. Zumal ein einfacher Austritt ohne die Zustimmung der Kantone nicht möglich schien.

Nach gültigem Recht von 1815, und Hans Meyer zeigte eines Abends, als die Diskussion immer mehr vom weg zum wie weg übergang, als Faksimile. Das Nicken der ersten Befürworter wurde von da an stärker. Vor allem auf der Bürgerversammlung, denn es war möglich, sich von der Schweiz abzuspalten, ohne deren staatliche Aufgaben zu verlieren. Das tat niemand, aber es war eben möglich, deshalb verhiess es Erfolg. Man sprach an diesem Abend über den ungeheuren Plan, von vorne zu beginnen und all das zu vermeiden, was die Schweiz zunehmend so wenig lebenswert zu machen schien. Man könnte endlich den Autoverkehr aus dem Dorf entfernen, wenn man unter sich bliebe. Und es sei leicht denkbar, wie schon bis 1891 wieder autark zu leben. Die Welt weit unten, noch weiter weg als der Walensee, schien so gar nicht mehr schön zu sein. Warum sie also herein lassen?

Sicher, einzelne hatten keine Freude darüber. Vor allem die Jungen. Sie würden in Amden festgenagelt sein, würde man Grenzkontrollen am Ausgang der Galerie von Weesen her einrichten. Aber die konnten ja auswandern. Zurückkommen könnten sie als Staatsbürger der Schweiz und des neuen

Staates jederzeit. Und auch die fremden Chaletbesitzer würde man zwar zuerst als Steuerzahler verlieren, aber es könnte ja eine gute Investition für vor allem zahlungskräftige Wochenender sein, sich einbürgern zu lassen. Der neue Staat Amdenstein, so hatte Hans Meyer vorgeschlagen und damit auch gleich einen Namen für das Gebiet ins Spiel gebracht, könnte sich wie Liechtenstein mit einem exklusiven Bürgerecht ein stattliches Auskommen sichern und Steuerbefreiungen anbieten, die der ehemalige Mutterstaat nie und nimmer planen würde. Und das alles bei der Beibehaltung des starken Schweizer Franken und einer gewissen Protektion durch das Schweizer Militär.

Im Stillen hatte man sich untereinander besprochen und bereitete unter Anleitung von Hans Meyer den so wichtigen Schritt vor. Man verständigte sich auf den nächsten Monatsersten, um alle Dinge in die Wege geleitet zu haben. Also setzten die Amdener die Abstimmung über den Verbleib in der Eidgenossenschaft an, und die Dorfbewohner stimmten in einer einmaligen Landsgemeinde wie rechtlich vorgeschrieben einstimmig der Gründung des neuen Staates zu. Es gab ein grosses Fest in der Dorfmitte, das nun zu einem eigenen Staat erklärt wurde. Gleichzeitig hatten die Männer über Nacht die Galerie als Baustelle dekoriert und zur Durchfahrt verwehrt. Und man hatte still und leise alle Touristen mittels geschickter Buchung am Vorabend abreisen gesehen. Amden konnte zu Amdenstein

Der Kanton Graubünden, zu dem Amden bis zum Vorabend gehört hatte, zeigte sich durch einen Anruf aus Bern überrascht über die nächtliche Unabhängigkeitserklärung der Matte mit seinen kaum mehr als 1000 Einwohnern. Man stellte sofort alle Versorgungsmassnahmen von Amden ein und erarbeitete einen klaren Katalog an sanften Massnahmen, um möglichst rasch eine freiwillige Wiedereingliederung zu erreichen. Allerdings hatte man nicht mit der Vorsorge über dem Walensee gerechnet, die Hans Meyer akribisch geplant hatte. Neben einer autarken Stromversorgung und einer auf Jahre gesicherten Versorgung durch eigene Lebensmittel hatte man auch eine sehr klare Informationsstrategie vorbereitet. Internationale Medien machten am ersten Tag der Unabhängigkeit mit grossen Ankündigungen auf, die Schweiz zerfalle. Ein erstes Dorf habe den Eidgenossen bereits den Rücken gekehrt. Das so ausgelöste politische Beben verfehlte keineswegs seine Absicht. Der Schweizer Bundesrat kam zu einer Dringlichkeitssitzung zusammen, und kaum eine Woche später beschloss der Nationalrat in einer ausserordentlichen Sezession, Amden die bedingte Eigenständigkeit unter Beibehaltung von Währung und Militär zu gewähren.

Zu jeder Zeit, so der Sprecher des Bundesrats, seien die entscheidenden Gremien der Schweiz vom Plan Amdensteins unterrichtet gewesen, eine neue Form des

leichten und agilen Schweizer Staates zu finden und als Pilotprojekt zu dienen, um in den nächsten 20 Jahren in dieser Rolle Möglichkeiten auszuloten, die Schwere eines nationalstaatlichen Gebildes wie der Eidgenossenschaft zu mildern und eine neue, moderne Form der staatlichen Organisation zu finden. Der Jubel in Amdenstein war gross, und gegen seinen erklärten Willen wählte man in der nächsten Bürgerversammlung Hans Meyer zum neuen Vorsteher. Der bisherige Bürgermeister nahm staunend zur Kenntnis, das man ihn als einen der Schweizer sah. Und es wurde ihm nahegelegt, die Matte zu verlassen. Am nächsten Tag öffnete man ihm und seiner Familie die Galerie, damit er freiwillig auswandern konnte. Die beschlossenen Änderungen wurden nun mit aller Kraft vorangetrieben. Statt unnützer Automobile stieg das Dorf auf ein Netz von Seilbahnen und Querbändern um, die für jeden Bürger unentgeltlich wurden. Alle Häuser Schweizer Zuschnitts wurden in einem neuen Bebauungsplan zurückgebaut und wandelten sich in die herkömmliche Architektur der Amdensteiner. Touristische Angebote verschwanden, alle Arbeiten im und für das Dorf erhielten einen Fond, aus dem die Aufwände bezahlt wurden. Bauern bestellten nur noch für Amden ihr Land, und die wenigen Dinge, auf die man nicht verzichten wollte, wurden einmal im Monat durch die bewachte Galerie importiert. Orangen und Zitronen sowie einzelne Genussgüter wie Alkohol und Tabak fanden auch so wieder Zugang zu den Menschen. Medienempfang und

Wie zu erwarten, machte sich ein Exodus der Jungen bemerkbar. Das war traurig für die Eltern, doch man hatte es erwartet. Denn schon vor der Unabhängigkeit hatte Amden für sie nicht viel zu bieten. So änderte sich für die Matte wenig, die Jungen kamen vielleicht noch an den Wochenenden über die Grenze. Nun umso weniger, denn die Kontrollen waren aufwändig, auch wenn man sich natürlich kannte. Aber Hans Meyer hatte alle gebeten, von nun an sehr vorsichtig zu sein.

Amdenstein war ein Paradies geworden, und die Schlangen würden um den Hag schleichen und versuchen, in den Garten Eden zu gelangen. Man stimmte zu. Die Jungen würden wiederkommen, wie schon immer, und bis dahin war es gut, wenn sie von aussen nicht zu viel Unruhe herein trugen. Nur der Dorfgeistliche beehrte auf. Das sei alles eine Sünde, den eigenen Staat wie einen göttlichen Garten zu sehen. Und es sei auch Sünde, sich von der Aussenwelt abzuschotten, als wohne der Teufel an den Grenzen. Man hörte nicht auf ihn. Er ging bald.

Hans Meyer hingegen bezog eines der kleineren Häuser, die frei geworden waren und wendete sich intensiv dem Aufbau von Amdenstein zu. Nach eingehender Recherche bot er den Reichsten Bürgern der umliegenden Länder an, sich eine Staatsbürgerschaft zu erwerben und damit einen Wohnsitz zu erhalten. Pflicht sei es, wirklich in Amden zu

wohnen, allerdings gäbe es schlimmere Plätze auf der Welt. Und natürlich stände ein Helikopter Landeplatz für diverse Besuche zur Verfügung. Das Land sei sicher und verlange vor allem so gut wie keine Steuern. Nur 1% aller Zinseinnahmen. In schlechten Jahren sei also gar keine Steuer zu entrichten. Kein Land der Welt biete bessere Möglichkeiten für einen guten Lebensabend und den Genuss der eigenen Arbeit. Natürlich habe man vollen Zugriff auf die Schweizer Kliniken in der Gegend. Und die Zürcher Oper sei mit dem Helikopter leicht zu erreichen.

Es dauerte nicht lange, und die ersten asiatischen Milliardäre liessen sich in Amden blicken. Das Bild auf den Seilbahnen wandelte sich allmählich hin zu sehr gut gekleideten Fremden, die sich mit einem mühsam gelernten _Grüezi_ freundlich grüssten. Da die Jungen über Jahre ausblieben und die ganz Alten langsam den Friedhof füllten, konnte die Einwohnerzahl im Wesentlichen konstant gehalten werden. Und die Einnahmen aus dem einen oder anderen Zinsprozent füllten die Kassen für alle. Vor allem die Konten von Hans Meyer wuchsen beträchtlich. Man gönnte es ihm von Herzen. Hier in Amdenstein brauchte man nicht viel Geld, es ging allen gut, und alle waren zusammen mit den neuen Bürgern glücklich. Nur der Krach der Helikopter eine Stunde vor Beginn der Oper in Zürich störte zuweilen.

9

A.L.P.

Schon seit Jahrzehnten sehen wir mit offenen Augen zu, wie der einstmals in sich geschlossene Kulturraum der Alpen zunehmend durch Zersiedelung und eine unablässig emitierende Erholungsindustrie zerstört wird und unwiderruflich verloren geht.

Es kann nicht in unser aller Interesse sein, die ursprüngliche Idee von Natur, Mensch und Musik verloren zu geben. Gerade in Zeiten der globalen Erwärmung und der zunehmenden Ausschöpfung vorhandener Ressourcen benötigen wir als post industrialisierte Gesellschaft einen Rückzugsraum, der uns die grössten Zerstörungen dieses permanenten Raubbaus ausgleichen lässt. Wir, acht Gründungsväter, haben uns also entschlossen, in diesem Sinne die Partei ALP in die Welt zu rufen. Dabei steht die Abkürzung für

- Alpen
- Liebende
- Patrioten

Die ALP Partei fordert die Renaturierung unseres letzten Schatzes für Mensch, Natur und Tier. Die Alpen sollen wieder das Paradies werden, das sie einst waren. Wir spüren die Verpflichtung dieser Generation, geschehenes Unrecht an allen in diesen Tälern und an den Tälern selbst wieder gut zu machen. Ausserdem ist es an der Zeit, die Fehler einer europäischen Gleichmacherei einzusehen und die regionale Selbstbestimmung zumindest modellhaft wieder in den Vordergrund zu rücken.

Es ist der ALP Partei ein grosses Anliegen, dies alles ohne zynische Anklänge an bisherige Unrechtssysteme geschehen zu lassen. Deshalb ist es der Partei wichtig, die Notwendigkeit dieses Vorgehens demokratisch zu verankern und die Menschen im Raum der Alpen frei und ungezwungen ihr eigenes Schicksal entscheiden zu lassen. Die ALP Partei sieht sich als Vermittler hin zu einem Guten, das alle wollen.

Deshalb stellt die Partei einige wenige Forderungen auf, die allen aus dem Herzen sprechen sollen. Es sind dies im Einzelnen:

Erstens Abbau und Renaturierung aller ausschliesslich aus touristischen Gründen errichteten Einrichtungen im Raum Salzburg bis Genf, Füssen bis Como. Wir alle sehen die

Zweitens Abbau und Renaturierung aller mehrspurigen Überlandstrassen und Eisenbahnlinien, sowie internationaler Flughäfen in diesem Gebiet. Der Zugang zu den Alpen soll, wenn überhaupt, äusserst sensibel gewährt werden. Ein Transit findet nicht mehr statt.

Drittens Ablehnung von überregional herbeigeschafftem Baumaterial für Behausungen und Befestigungen. Aus der Landschaft für die Landschaft zu bauen bedeutet, mit Vorhandenem in der Landschaft zu agieren.

Viertens Die Selbstbestimmung der Täler erhält die staatliche Unterstützung zur Einrichtung von autonomen, regionalen Märkte mit eigener Währung. Autonome Marktkreisläufe und regionale Entscheidungen stärken das harmonische Miteinander von Natur, Mensch und Tier, da Ausbeutung von Aussen klar der Riegel vorgeschoben werden kann.

Fünftens Aufhebung der Pflicht zur Hochsprache. Die Sprache der Menschen sucht sich wieder seinen eigenen Ausdruck. Sie lebt in Ihnen, nicht in einem Lexikon.

Sechstens Tiere in den Tälern stehen zur Pflege den Menschen im jeweiligen Tal zu. Alle Jagd ist allen im Rahmen einer selbstbestimmten Fangquote erlaubt. Mensch und Tier achten einander.

Siebtens Alle Macht geht von den regionalen Bauernparlamenten aus. In ihm sitzen alle Einwohner eines Tales, die nur für das Tal entscheiden.

Achtens Die genannten Gebiete stehen zu Besuchen offen, wenn persönlicher Kontakt zur dortigen Bevölkerung existiert. Besuch ist erwünscht, findet aber stets ohne finanziellen Austausch von Geld oder Gütern statt. Neuntens Alle Wochenendhäuser und Ferienbesiedlungen werden abgetragen. Es findet eine grosszügige Entschädigung statt. Es herrscht wieder Ruhe an Sonntagen.

Zehntens Schulklassen erhalten die Möglichkeit, einmal für mehrere Wochen in den Tälern zu leben und dort aus eigenen Kräften Ski zu fahren oder einer Bauernfamilie beim Lebenserwerb zu helfen. Jederzeit kann ein Bewohner des Tales seinen Wohnsitz verlassen. Dieser ist aber nicht tauschbar.

Diese zehn Regeln stellen die Maximalforderung dar, deren Umsetzung bis 2028 zu grossen Teilen abgeschlossen sein soll. Die ALP Partei fordert die Bezirksregierungen in Zusammenarbeit mit den Landesregierungen und der EU auf, die nahe an den Naturschutzgebieten liegenden Zonen als Beginn für diese Renaturierungen zu sehen und dann in Folge die in Frage kommenden Gebiete rasch dahingehend zu entwickeln. Alle Regelungen bedürfen der Dreiviertelmehrheit der dort lebenden Bevölkerung. Es steht jederzeit allen Gebieten der Alpen zu, sich ähnlich einer Eidgenossenschaft bereits im Gange befindlichen Rückbesinnungen auch mit ihren Tälern anzuschliessen.

Die ALP Partei ruft heute uns alle dazu auf, mit dem Eintritt als Mitglied aktiv für diese Pläne zu werben und nicht eher zu ruhen, bis dieses wunderbare Vision im Interesse unserer Kinder und Kindeskindern auf den Weg gebracht ist. Es liegt an uns, die Kosten für die Rückführung dieses wertvollen aber ausgeplünderten Stückes Erde zu übernehmen. Nachfolgende Generationen, vor allem die in den Tälern lebenden, werden es uns danken.

ALP Partei steht für den 8. Schöpfungstag. Wir führen das Gottesgeschenk dieser Erde wieder seinem regionalen Wesen zu.

Jetzt die ALP Partei mit einer Petition unterstützen. Wir brauchen mehr als 500 Unterzeichnende.

Jetzt Mitglied der ALP Partei werden und die wunderbare Landschaft der Alpen erhalten.

10

Eins mit der Natur

Willkommen.

Hier hinten sehen Sie den Bahnhof, der von 1938 bis 1940 erbaut wurde. Der ehemalige Empfangsbereich für den damaligen Führer und Reichskanzler Adolf Hitler ist heute ein Reisebüro. Markt Berchtesgaden mit seinen 7500 Einwohnern und einer Gesamtfläche von 35,61 km² schaut auf eine lange Geschichte zurück. Der Ort wird zum ersten Mal 1102 urkundlich erwähnt. Die Besiedelung des Tales geht auf einen Schwur der Gräfin Irmgard von Sulzbach zurück. Ihr Mann erlitt einen Jagdunfall. Damit er genesen konnte, gründete sie in der heutigen Marktmitte ein Kloster. Die telefonische Vorwahl des gesamten Landkreises Berchtesgaden lautet 08652, das Autokennzeichen hört auf den Namen BGL.

Mit seinen 6,30 Kilometern Ausdehnung erreicht der Königsee exakt die Länge des Hamburger Elbtunnels, er ist allerdings breiter. Dazu besitzt er mit der Königsseer Ache nur einen einzigen Abfluss. Das gesamte darin befindliche Wasser wird in seinem Volumen auf 5 1 1 . 7 8 5 . 0 0 0 m³ geschätzt. Es übersteigt mit seinem geschätzten Gesamtgewicht das gesamte in den USA entbeinte Fleisch

im Jahr 1979 oder das Gewicht einer der beiden WTC Türme, die am 11. September 2001 in New York zum Einsturz kamen. Ein Bergsturz im Jahre 1172 nach Christus hat den heutigen Königsee vom Obersee getrennt. Die dortige Saletalm erhielt noch von Prinzregenten Luitpold die Lizenz für einen 16m² grossen Kiosk und kann in ihren Gasträumen gleichzeitig bis zu 300 Mittagsgäste beherbergen. Das Wasser des Obersees übersteigt ganzjährig kaum die zwanzig Grad Marke und gilt als sehr klar.

Der 2713 Meter hohe Watzmann mit seiner vorgelagerten Watzfrau und ihren Watzkindern ist nach der Zugspitze und dem Hochwanner der dritthöchste Berg Deutschlands. Seine berühmte Ostwand fällt unterhalb des Gipfels fast 1800 Meter senkrecht ab. Er wurde um 1825 von Caspar David Friedrich gemalt und steht seit 1979 auch Pate für ein bekanntes österreichisches Blödelmusical. Die Besteigung vor allem der Ostwand hat seit Beginn der Kletterei in den Alpen zirka 100 Menschenleben gefordert. Vor allem rasche Wetterumschwünge, aber auch unsachgemässes Besteigen sind dafür verantwortlich zu machen.

Das Kehlsteinhaus, dem Hohen Göll vorgelagert, in nur 13 Monaten erbaut durch Martin Bormann, bietet einen fantastischen Blick auf das Voralpenland hinüber bis Salzburg. Es war als Geschenk für den Reichskanzler und

Er besuchte dieses hoch gelegene Teehaus nur vierzehn Mal. Der Kamin des heutigen Gastraums ist ein erhalten gebliebenes Geschenk von Benito Mussolini,.

Weiter hinzuweisen ist noch auf das Schloss der Wittelsbacher im heutigen Markt Berchtesgaden, dem gegenüber die Kriegerdenkmale für den Ersten und Zweiten Weltkrieg zu finden sind. Viele Bürger des Ortes fielen für das Vaterland. Wir bedanken uns und wünschen Ihnen noch einen schönen Tag.

Frauen am Hebel - Die klappbare Alp

Ein Nicken zwischen den Frauen.

Sie stehen bereit und scherzen. Die ersten Schritte gegen den Berg, dieses Jahr scheint die Sonne beim Aufstieg. In einem langen Zug machen sie sich zwei Sonntage nach Fronleichnam vom Dorf aus auf den Weg. Die Strecke führt durch den alten Förenwald hinauf zur Alp. Jedes Jahr schickt das Dorf seine Frauen über das Maiensäss hinauf, bis die Baumgrenze zurücktritt, und vor dem Fels eine Alpwiese beginnt. Die ersten Aufzeichnungen zu diesem Zug finden sich in den Pfarrarchiven und reichen bis 1265 zurück. Die Alp liegt in einem abgeschiedenen Seitental und gehört dem Dorf als Allmend. Die Frauen beanspruchen den Sommer dort. Hier werden sie von Juni bis September soviel käsen, wie die Milch der Kühe und Geissen hergibt. Die Männer hingegen begeben sich an die Baustellen und graben weitere Verkehrswege durch Berge.

Nach drei Stunden und zwanzig Minuten erreicht der Zug der Frauen den Wildbach, an dessen Brücke sich ein versteckter Hebel befindet. Der setzt einen alten Wassermechanismus in Gang. Er ist sehr gut versteckt, er

sieht aus wie eine alte Tanne, von der nur ein Stumpf übrig geblieben ist. Vielleicht wissen es alle Frauen längst, aber nach altem Recht steht es nur der ältesten zu, diesem Hebel zu kennen und zu betätigen. Sie tritt also auch an diesem Tag nach vorne, holt noch einmal tief Luft und zieht ihn mit aller Gewalt zu sich. Man hört ein Rumpeln im Berg, die alten Matten beginnen zu vibrieren, und unter dem Bergsturz, dort wo einzelne Felsbrocken nach langem Fall zu liegen kamen, tauchen mühsam ächzend aber vollzählig zuerst die Dächer, dann auch die Wände und schliesslich die Sockel der Alphütten auf.

Die Frauen nicken sich zufrieden zu. Die Alp steht vor ihnen. Im Winter war sie im Boden versenkt. Restlos. Der schwere Schnee hätte sonst ihre Dächer eingedrückt und sie unbewohnbar gemacht. Man hört immer wieder von morschen Hütten auf anderen Alpen. Immer wieder hört man davon, dass der abtauende Schnee des Frühjahrs das eine oder andere zerbrochene Dach freigibt. Vor 260 Jahren fassten deshalb die Frauen des Tals den Beschluss für einen solchen Mechanismus. Sie liessen nicht nur die Bäche in Bewässerungskanäle laufen. Sie nutzten auch das Wasser dazu, um es wie in einer Schleuse arbeiten zu lassen. Seitdem heben sich die Hütten zu Beginn des Sommers und verschwinden unter der Erde, wenn das Werk getan ist.

Die Frauen fahren vor ihrem Abstieg die Hütten zurück in den Boden, indem sie vorher beiseite geschaffte Grasnarben und Strohmatten nach dem Versenken darüber verteilen. Nichts nimmt nun Schaden. Und man sieht für den Rest des Jahres keinen Stein hervor schimmern. Jahre zuvor hatte man im Dorf lange Zeit darüber gesprochen, das ständige Ein- und Ausfahren der Alp zu unterlassen. Einzelne Verluste seien die damit verbundene Mühe vielleicht doch nicht wert. Der komplizierte Mechanismus unter Tage fordere immer wieder Instandsetzungsarbeiten der Männer, die dafür sogar ihre Sonntage einsetzen mussten, um zurück in das Tal zu fahren, aufzusteigen und Wartungen durchzuführen.

Warum also nicht einfach die Alp so belassen, wie man sie ursprünglich auch gebaut hatte. Die Frauen stimmten dagegen.

So also steht die Alp jedes Jahr bereit. Das hinaufgetriebene Vieh verteilt sich sofort auf den grünen Matten und beginnt zu grasen. Es geschah zuletzt 1967: Ein zuerst teilnahmslos dann immer interessierter arbeitender Kartograph entkam seinem Schicksal nur mit knapper Not. Er sass an einem Hang in die Höhenlinien seiner Kartenskizze vertieft, als er das Ächzen der einfahrenden Alp vernahm.

Neugierig geworden stieg er zu den Frauen hinab. Was das denn zu bedeuten habe. Ein Nicken der Frauen zueinander und der Kreis schloss sich stumm um ihn. Man zwang ihn, seine Karten abzugeben und einzuheiraten. Die Karte des Tals kann in Bern als unvollständig eingesehen werden.

12

Das Scheiden der Lämmer - Ehegatter als Starthilfe

Auf halber Höhe zwischen Dorf und Bergstation besitzt die Gorner Alm zunehmende Bekanntheit. Dort hat es sich ein Bauer zum Ziel gesetzt, die schwindende Zahl an Ehen zwischen seinesgleichen und der weiblichen Bevölkerung im Tal auszugleichen. Zu diesem Zwecke veranstaltet er in den ersten Wochen des Sommers ein Fest mit Tanz und Musik, das sich grosser Beliebtheit erfreut und rege frequentiert wird. Als besondere Einlage während des Festes lassen sich die Männer und Frauen in ein Labyrinth aus Gattern führen. Diese Holzzäune bilden lange, gewundene Gassen und dienen sonst der Trennung von Schafen am Ende eines Sommers. Der Bauer steht am Höhepunkt des Festes mit einer Schreckschusspistole am Ausgang des Gatters und feuert dreimal in die Luft. Unter Jauchzen laufen diese beiden Gruppen dann aufeinander zu und fallen sich am Ende ihres Weges in die Arme. Bisher entstanden auf diese Weise noch keine lang anhaltenden Gemeinschaften, allerdings kann ein Ansteigen der Scheidungsrate im Dorf verzeichnet werden. Dem Amüsement tut dies keinen

Abbruch. Offizielle Stellen haben trotzdem ein Auge auf die Vorkommnisse geworfen. Die so bekannt gewordene Alm wurde schon mehrmals von Regierungsbehörden inspiziert und mit strengeren Hygienevorschriften versehen. Der Bauer hat sich all diesen Vorschriften gewissenhaft unterworfen und kurz danach umso mehr die Werbetrommel gerührt. Frauenvereine im Dorf haben auch nach wiederholten Protesten des Dorfgeistlichen nicht interveniert. Es herrsche bei diesem Treiben zum ersten Mal seit Jahrhunderten Chancengleichheit in der Partnerwahl. Zwar lebe man im 21. Jahrhundert längst aufgeklärt und selbstbestimmt, lasse sich nicht mehr wie früher verheiraten. Aber wegen des eher zurückgezogenen Lebens der hiesigen Männer auf dem Berg bedürfe es gewisser Plattformen zur Begegnung zwischen den Geschlechtern. Zudem: Es seien bisher kaum Touristen bei diesem Ereignis gesichtet worden. Niemand mühe sich hier herauf. So sei das Dorf weiterhin unter sich. Weiterhin kratzt der genannte Bauer so an einem alten Tabu des Tales. Während früher selbst der Gang auf den Berg unter Strafe stand, dient er heute als erweiterte Bühne für den Versuch, das Tal vor dem Aussterben zu bewahren.

13

Arm neben Arm

Nacht. Lau. Schlafenszeit. Vor dem Haus auf der Freitreppe. Einer und ein anderer sitzen neben einander. Sie haben eine Trinkflasche Wein neben sich. Beide schauen ins Dunkle. Kein Ton.

1- Danke für die Einladung.

2- Eh. Martin übrigens.

1- Hans.

2- Familie schläft?

1- Ja, Frau geht eher mit den Kindern ins...

2- Ich kann nicht so schnell einschlafen.

1- Mir geht es auch so. Die Nacht ist männlich. Das Refugium.

2- haha. Noch einen Schluck?

1- Danke...

2- Ich bin noch so hyper. Der Merger hatte einen hohen Suspense Level. Urlaub?

1- Bad Gastein. Jedes Jahr.

2- Ich bin neu hier.

1- Früher waren wir da drüber, da neben...

2- Incentive. Das Team gönnt sich ein Reality Grounding. Nicht Karibik, wie sonst. Karibik oder Istanbul sind irgendwie durch.

1- Hier ist es preisgünstiger.

2- Ich finde die Karibik auch extrem billig.

1- Mit dem Wagen, hier eine Woche. Fast wie früher, als ich...

2- Ich verstehe. Deswegen sind wir ja hier. Ganz real wieder einmal. To the ground. No Hype please. eh.

1- Den Nachbarn sagen wir nur: Bad Gastein. Klingt immer

2- Ich habe bewusst nur ein Zimmer. Sogar mit dem Zug angereist, das müssen sie sich mal vorstellen. Mit dem Zug, 2. Klasse. Ein Trip.

1- Eine Woche ist noch drin. Es ist entsetzlich schäbig. Alles billig, Essen aus der Billa. Wir rechnen und...

2- Billa ist gut, super Idee. Noch einen Gang zurück. Sehr gut. Nach dem Milliardenmerger verliert man so schnell den Bezug zu Geld. Es ist wichtig, habe ich dem Team gesagt, wir müssen uns wieder einnorden.

1- Die Kinder quengeln. Nur wandern. Sie wollen heim, aber wir können erst am Samstag, sonst meinen die Nachbarn...

2- Immerhin Austern, lassen wir morgen Früh einfliegen. Oder wir fliegen nach Salzburg für die Festspiele. Aber das war es dann. Was machen sie?

1- Neue Herausforderung.

2- Ich mag neue Herausforderungen. Keeps you alive.

1- Seit drei Jahren. Offiziell Consultant.

2- Ich muss morgen schnell nach Wien. Eventuell New York, aber dann schnell zurück. Das ist so authentisch hier.

1- Uns geht das Geld aus.

2- Echt jetzt?

1- Früher waren wir weiter hinten im Tal. Edelwellness.

2- Ja, immer die gleiche Schlampackung, geht gar nicht, ist nicht authentisch.

1- Meine Frau will weg.

2- Weiber.

1- Mit den Kindern. Sie meint, ohne Geld...

2- Noch `nen Schluck?

-- der Eine nippt, der Andere nimmt einen grossen Schluck, wirft dann die Flasche Brunello 1995 in den Busch, dort klirrt es --

2- Hoppla. Aber die Scherben machen das Abgefückte hier noch echter. Super.

1- Meine Kinder spielen da vielleicht... Meine Frau sagt. Sie sucht sich einen anderen, weil das Geld...

2- Sieht sie gut aus?

1- Ich liebe sie.

2- Ich lasse morgen auch Frauen einfliegen. Amsterdam, Dreadlocks. Das Team groovt bessert Frauen. Gute Sache.

1- Was machen Sie hier?

2- Retreat, nächster Merger. Richtig grounden. Wird eine grosse Sache. Das ist hier so gut angeranzt. Die Agentur hat echt gut vorgeschaut.

1- Ich brauche einen Job.

2- Ich mag es hier. Nach drei Tagen will man so etwas Chat weg aus dem Dreck. Diese Etageduschen, ohne Frühstück. Die hinterletzten Möbel.

1- Hätten Sie...

2- Was soll's, hilft mir im Projekt. Mindestens.

1- Ich...

2- War echt nett, ich muss noch in einen Call. Danke für den Wein,...

1- Hans, ich heiße Hans, der Wein war von Ihnen.

2- Ja. Bis dann mal.

1- Könnten wir nicht...

2- (schon am Gehen) Klar. Wir telefonieren. Nacht!

1- Ja, Nacht.

S O M
M E R

14

Gemsen kommen so nahe an das Haus hin

Das sei noch nie so gewesen, das Dorf sei nervös darüber. Die Gemsen kämen nun schon den zweiten Sommer bis halb ins Tal herunter und ästen unter den Seilbahnstützen. Jeden Morgen ständen sie pünktlich da, blickten ab und zu auf und starrten auf die Häuser, wenn sie das Gras der Dorfweiese okkupierten. Das sei der Klimawandel. Aber das kann doch nicht sein. Weiter oben an den Hängen steht nicht weniger für sie zu essen als hier neben den alten Getreidespeichern. Es gibt ein paar Seen weiter oben, und neben denen eine Menge an Gras und Kräutern. Es macht für die Tiere keinen Sinn, einmal am Tag den weiten Weg vom Felsplateau herunter zu kommen, sich durch die Wälder zu schlängeln und dann pünktlich vor dem Frühstück des Dorfes in der Sonne vor den Häusern zu äsen.

Sicher. Ein Wandel ist da, es hat sich etwas verändert. Die Tiere sind nicht zutraulich geworden, sie leiden weiter oben nicht an Hunger oder Durst, sie sind nur einfach näher und ignorieren doch das Dorf eindeutig. So als wollten sie sagen: „Wir kommen jetzt schon und nehmen wieder ein, was vor langer Zeit einmal ohne Euch auskam.“ So als

würden sie sich auf den Abzug aller Menschen weiter hinunter ins Tal vorbereiten und sich bereits das Dorf wieder einverleiben.

Aber ich kann das Endzeitgeraune nicht mehr hören. Niemand geht aus dem Dorf. Keine Menschenleere droht. Sie sagen das sei noch nie so gewesen, ja, aber das heisst doch nicht, dass bald in Zukunft nichts mehr ist. Die Gemsen kommen in das Tal herunter, weil die Wanderer und Skifahrer im Gegenzug auf den Berg steigen und in ihrem Revier herumgondeln. Sie haben gelernt, dass ihnen erst im Herbst Gefahr droht, wenn man sie abschiessen und essen will. Aber im Sommer steht die Dorfweiese frei. Und manchmal fällt auch ein Apfel oder anderes Obst für sie ab, das die Alten heimlich unter die Seilbahnstützen legen. Das Leittier hat verstanden, es teilt mehr als dass es flieht. Und es nähert sich mit seiner Herde, weil es eigentlich sagen will: „Wir gehören zusammen, wir sind nichts, das ihr einfach esst und sonst nicht zu beachten braucht.“ Vielleicht ist es auch viel banaler als all das. Das Gras schmeckt zum Beispiel wunderbar unter einer Seilbahn. Wer könnte hier widerstehen.

15

Der dunkle Berg

Und ab dem 17. September des gleichen Jahres begann sich der Berg über dem Dorf, der sich neben dem Col de Nana schroff erhob und seine felsige Flanke gegen das Tal stellte, nach und nach dunkel zu färben. Was zuerst nicht weiter auffiel, denn Wolken durchrissen das Blau des Himmels und verdeckten den Blick auf seine Wände, liessen zunächst nur eine unsichtbar aufgetürmte Wand gegen das Tal stehen und der Färbung keine weitere Beachtung schenken.

Aber die Sonne tat zunehmend ihr Werk, durchbrach den dunklen Wolkentag und liess das Schwarz im Licht des Nachmittages stärker hervortreten. Da stand eine Nacht aus Stein vor dem Dorf und liess sich nicht mehr aus den Blicken nehmen. Nur muss man genau sein, denn eigentlich gibt es kein Schwarz in einer Landschaft, nur bunte Schatten aus einem Aquarell. Aber das hier war ein Dunkel, eine Entfärbung, die das Auge weiter weniger anstregte, als es das Gleisen des Lichts oder das unangenehme Glänzen der Mattenfarben tun konnten. Der Berg entzog sich immer weiter dem Licht und liess keine Farbe mehr erkennen. Fast war es, als würde die Spätsommersonne,

kaum dahinter morgens aufgegangen, einem Magneten gleich eingesogen. Manch einem, der sich nur mühsam an den düsteren Anblick gewöhnte, schien es so, als wäre gegen Osten zu, wo früher nur eine Felsvertikale das Tal begrenzte, jetzt ein Loch im Himmel entstanden, das gleichsam so tief hineinführen musste, dass man nicht auf seinen Boden sehen konnte, und das deshalb nur ein verlorenes Starren in die Tiefe erzeugte.

Man mied den Blick hinauf. Es war nicht angebracht, in das Dunkel zu schauen. Nicht dass es einem etwas tat, dass es Böses auf das Dorf hinunterrollen liess oder Einzelnen Leid zufügte. Nichts dergleichen geschah. Es war einfach nur da. Es stand undurchdringbar vor allen und führte das Tal in eine Seite ins Nichts hinein. Kein Widerstand gab dem Blick halt, wenn man es besah. Da schien es besser, es nicht zu beachten und einfach so zu tun, als wäre es nicht sichtbar, als würde sich immer noch ein granitiger und mit Flechten durchsetzter Stein aufgetürmt dort oben befinden. An Sonntagen aber, wenn es von der Kanzel herunter donnern sollte und der vom unteren Tal heraufkommende Pfarrer eine Drohpredigt zu halten gedachte, dann stand das Wort vom Dunklen plötzlich wie eine Wand mitten im Kirchenschiff und trennte alle in der Messe vom Licht ihres damit arrangierten Lebens ab. Mittendurch ging es wie ein Riss zwischen denen, die sich nicht um die Kirche scherten und auch diese Suada mehr schlafend ausstanden, und

Es genügte eben dieses Wort immer wieder halblaut vor sich hin zu murmeln, dann kam bei allen, die das taten, die Angst zurück über etwas, das man nicht einmal kannte, das noch weiter weg schien als dieser ewige Himmel, von dem der Paffe ständig sprach. Es setzte sich fest in den Köpfen derer, die es jeden Tag vor sich sahen und doch nicht verstehen konnten. Fast schien es, als wäre das Wort an sich von keiner Farbe mehr. Wäre doch wenigstens einer einmal mutig genug gewesen dort hinauf zu gehen und den Berg anzulangen. Aber keiner wollte das tun, man hielt Abstand und riet Wanderern davon ab, sich auch nur in die Nähe des Felssockels zu begeben. Man schwieg ansonsten darüber, doch versuchte man doch einmal darüber sich auszutauschen, dann kamen nur hauchdünne Erklärungen auf wie ein Film Wasser, der über eine Austrittswand rann. Dass man sich irre. Oder dass die Wand immer schon sehr dunkel gewesen sei. Einer hatte sich sogar lustig gemacht über die Einfärbung und war im Dorfkarneval jahrs darauf als Wand verkleidet tief schwarz mit Russ gefärbt in die Wirtshausstube getreten. Die Musik gefror, man hörte kein Lachen und Scherzen mehr, Stille hielt Einzug und wollte erst mit ihm weggehen, als der Mann seufzend den Ort der Feier verliess. Nur mühsam und tastend kam etwas wie ein Lachen zurück.

Das Dunkel, das sich nach Sonnenuntergang als sternenschluckender Keil bis weit oben zeigte, war auch

nach Sonnenaufgang zu sehen und liess darin die Nacht verschwinden, hielt sie wie fest. Es war, als würde man nie wieder einen ganzen Tag sehen und nur den gebrochenen Horizont wahrnehmen, der einem nicht mehr all den Himmel bieten konnte, und sich doch um die Welt spannte. So unverschämt und so rücksichtslos war dieses Dunkel. Jahrelang. Dann, viel später und an einem der Sommer danach, hatte der Bürgermeister genug, er liess Helikopter mit Farbsprühdüsen aufsteigen, hatte das ganze Dorfvermögen für ein Dutzend dieser Flugmaschinen aufgeboden und schrieb auf grosse Plakate, man würde am 17. August morgens aufsteigen und die Bemalung des Berges in Gang setzen, vor der Wand die Düsen fliegend dazu bringen, das Gestein weiss abzusprühen und so wieder erträglich werden zu lassen. Einem Volksfest gleich versammelte sich die Dorfgemeinschaft am Morgen und applaudierte den startenden Maschinen, die schnell an Höhe gewannen, weit hoch bis vor die Wand flogen. Als diese sich ihr dann näherten, verschwand ein Helikopter nach dem anderem im Schwarz.

16

Alm

Die drei Männer kamen nach Mittag erschöpft an der Alm an. Der Regen, der langsam, von Höhenmeter zu Höhenmeter mehr in Schnee übergehend, sie nass und ausgekühlend hatte laufen lassen, unterband schon Stunden vorher jeden Witz in ihren immer karger werdenden Unterhaltungen. Schweigend und erleichtert waren sie die letzten Meter gelaufen, kaum konnten sie das Holzhaus mit dem rauchenden Kamin sehen. Jetzt lehnten sie ihre Stöcke an die Aussenwand neben dem Eingang und betraten in aufkeimendem Glück die Hütte. Dort war es schon im Vorraum warm, ihre Jacken fühlten sich nur umso modriger und kälter an, sie öffneten sie erleichtert und traten ein zur Gaststube. Darin roch es nach Suppe und Fett, nach Wurst und Erbse, die Hitze des Kachelofens hatte die Kälte zurückgeworfen und liess die Fenster von innen feucht anlaufen. Hier, so hatten die Drei schnell ersehen, konnte es sich wohl über den Nachmittag aushalten lassen, bevor sie weiterziehen würden. Dann zumindest frisch gestärkt, um den Rest des Regentages zu überstehen und den Übergang in das andere Tal zu

schaffen. Sie setzten sich auf die Bank, fast neben den Ofen, und freuten sich auf etwas zu essen, einen warmen Tee. Sie begannen sogar wieder, sich Scherze zuzuwerfen.

Die Türe, wohl zur Küche, ging auf. Herein trat sie, mit einem neugierigen Blick, ein wenig geduckt, schon nicht mehr jung, aber wendig in der Art, wie sie zwischen den Tischen auf die Männer zu kam. Ein geradezu herzliches Hallo konnte man von ihr hören, und was man denn als Mittagessen wünsche, war ihre Frage. Sie nickte bei der Bestellung und würde mit drei Erbsensuppen samt grosszügiger Wursteinlage, drei Jägertee und je einem Bier zurückkommen. Dann verschwand sie wieder, man war alleine in der Gaststube, die an den Wänden über und über mit kleinen Bildchen behangen war. Weil sonst nichts zu erwarten war und das plötzliche Sitzen in der Wärme allzu schläfrig werden liess, standen sie auf und sahen sich die gemalten Portraits von unterschiedlichen Männern in roh zusammengenagelten Rahmen genauer an. Was sie als Volkskunst aus dem vergangenen Jahrhundert erwartet hatten, schien zuweilen eher frisch erstellt. Auf manchen Bildern konnte man sogar ein Smartphone neben dem Ohr gehalten erkennen. So als ob Schnappschüsse abgemalt worden wären. Dutzende dieser Bilder säumten die Holzvertäfelung neben den Fenstern. Nicht einer der Männer, und es waren nur Männer, lächelte. Die Türe ging wieder auf, die Wirtin trat herein mit zwei dampfenden

Dort war man zwar vorher nicht gesessen, aber ein warmer Rücken konnte ja auch nicht schaden, wenn man es sich bei einer heißen Suppe gut gehen liess. Sie lächelte, verschwand noch zweimal in der Küche, brachte den Dreien die Bestellung, stellte auch noch einen Korb mit Brot dazu. Man liess es sich nicht zweimal sagen und setzte sich, begann zuweilen gierig zu löffeln und die Teller fast wie Almglocken gleich bei jedem Eintauchen zum Klingen zu bringen. Es schmeckte herrlich, von allem von der überreich vorhandenen fetten Wurst, es wärmte auf, der Tee dazu tat sein übriges, und die Stimmung stieg beträchtlich. Als man sich inzwischen auch dem Bier widmete, kam sie zurück und deckte mit der Frage, ob es denn geschmeckt habe und man nun müde sei wie die anderen vor ihnen, lächelnd die gelehrten Teller und Tassen ab. Einer der Männer schaute auf. Was sie denn mit den Anderen meine und mit müde? Da lachte sie und deutete auf die Portraits an den Wänden. Sie stellte das Geschirr auf den Tresen im Gastraum und setzte sich an die Stirnseite des Ofentisches, schaute mit einem mal starr und pausenlos in die Gesichter der drei.

„Findet ihr mich schön?“

Das war eine merkwürdige Frage, und tatsächlich fiel ihnen nichts besseres ein, als plötzlich und gegen ihre eigentliche Absicht zu kichern. Das Lachen danach erreichte eine Spitze und flachte dann ab und verhallte. Es war still, sie

schaute sie immer noch unentwegt an. Kein Mundwinkel verzog sich bei ihr. Die Frage blieb im Raum stehen wie ein Eisblock, schmolz keinen Millimeter dahin und wollte beantwortet sein. Was nun ein anderer tat, nicht ohne immer noch gegen ein unerklärliches Lachen anzukämpfen. Ob das denn einen Einfluss auf die Zeche habe, oder ob man dann gemalt werde wie die anderen, die da an der Wand hingen. Wieder ein Lachen von allen, wenn auch ein freundliches.

Sie hingegen hob an und erklärte tief ruhig in die Stille hinein, dass man bei einem Nein eher damit rechnen könne, wie die anderen von gestern in der Wurst zu landen. Da wurde es still. Es wurde still, weil diese Aussicht so gar nicht als Witz ausgesprochen wurde und sie sich auch nicht im geringsten darum bemühte, hier eine Zote zu reißen. Jetzt wurden auch sie mit einem Mal ernster, der Dritte verbat sich solche Witze und überhaupt auch solche Fragen, man sei hier Wandergast, nichts anderes. Und man wolle zahlen und dann weiter.

„Also nein, ihr findet mich nicht schön. Also dann.“

Man wollte aufspringen und merkte, dass die eigenen Gliedmassen zu versagen begannen, nicht einer konnte sich auch nur am Tisch aufrichten. Sie sah das und lächelte nun wirklich. Das sei ein ganz wunderbares Gift aus einer der

Entsetzt versuchten nun alle zumindest vom Tisch weg zu fallen und zu kriechen, da waren ihre Muskeln schon ganz betäubt, und sie sassen zusammengesackt am Ofen. Sie aber stand einfach auf, genoss den Augenblick, die Stille, wie die Stimmen der Männer versagten und sie wusste, dass sie noch hören, aber nicht mehr sprechen konnten. Sie ordnete noch einmal in Ruhe das Geschirr zusammen und schüttelte dann den Kopf. Hätte sie auch nur einer von ihnen hübsch genannt, hätten sie zumindest noch den Weg in eines der Ölportaits gefunden, wären von ihr zum Andenken gemalt worden. Aber nicht alle, vor allem die, die ihr keine Komplimente machen wollten, würden so viel Glück haben. Sie würden einfach so im Wurstteig enden. Vor allem der Kleine von den Dreien sah schon jetzt nach guter Leberwurst aus.

Der Abend heute würde noch recht betriebsam enden. Sie seufzte trotzdem glücklich und wischte einem noch im Vorbeigehen den herunterlaufenden Speichel vom Mundwinkel. Dann schloss sie die Gaststube zu. Für heute war genug.

17

Stille

Eine Stunde dauert es und ich verstehe. Es ist so still hier. Zuerst war da noch ein Gesprächsfetzen aus der Hütte und das Klopfen aus der Küche. Das verlor sich nach dem Aufbruch. Dann das Knirschen unter meinen Schuhen, das die Entfernung von den anderen akustisch auffängt. Der Anweg über den Schotter hin zum Anstieg. Mein keuchender Atem bei zunehmender Steigung, das Pochen des Herzschlags und immer wieder die gleichen vier Takte eines Popsongs, der mir nicht aus dem Kopf will. Aber jetzt. Das Plateau.

Der Bergsee stellt mir ein tiefes Türkis entgegen, an den Gipfeln rings herum bewegt sich nicht eine Dole, Geröll, erstarrt und nun langsam am Erodieren. Selbst der Wind fällt in sich zusammen. Diese Stille. Und ich stehe da und verliere mich.

Nicht dass ich in die Stille fallen würde, Stille hat keine Tiefe. Sie ist einfach da, sie umklebt mich, ich dringe nicht durch sie hindurch, zu einem Geräusch hin. Stille hat eine

unsichtbare Farbe, mit der sie mich ummalt. Wehrlos stehe ich da und bin auf mich zurück geworfen. Noch im Tal hatte ich das Gefühl, mitten in einer Landschaft zu laufen. Der murmelnde Bach, es zwitschert und rauscht, und ich laufe mitten darin.

Aber jetzt ist eine Zwischenwand eingezogen. Unsichtbar und undurchdringlich. So dass der Berggrad vor mir zu einer Bühnendekoration verkommt und das Proszenium des Bergsees nicht mehr zu mir her reicht.

Alleine bin ich, nur mit mir. Stillgelegt.

Es beginnt zu schreien. In mir. Das Echo der vergangenen Woche. Ich muss doch, ich sollte doch, der eine Tag, der nur Chaos hinterlassen hat. Die Fahrt, viel zu schnell über den Pass. Immer wieder dieser eine dumme Satz, der mir vor den Einschlafen noch heraus gerutscht ist. Entschuldigt habe ich mich dafür nicht. Warum denn kein SMS ankommt, sie wollte sich doch melden. Das Herumgebrülle meines Lebens. Das, was ich immer noch tun wollte, das was ich noch tun muss. Und kein Geräusch. Ein Windhauch wäre doch schon genug. Ein Stoppzeichen. Ein Halt. Was für ein Ärger in mir. Ruhe will ich finden, und jetzt schreie ich mich innerlich an. Das bin ich nicht. Das ist etwas, das nie aufhören kann, in mir. Ich laufe schneller. Ich will es abschütteln, zumindest für einen kurzen Moment der Stille.

Ich stelle mich an den See und lasse es so laut es nur geht aus mir: dass es mit leid tut, dass ich es doch nicht so gemeint habe und dass ich das Projekt X und das Projekt Y schon noch bis zum Ende des Monats hinbringen werde. Ehrlich.

Kein Echo. Meine Wörter fallen keine drei Meter vor mir auf den Boden und liegen dort unsichtbar. Mit schnellem Schritt schreite ich vom See auf den zweiten Anstieg zu. Das Pochen, das Keuchen meiner Atemzüge bei jeder Steigung, der Popsong. Der Gipfel ist gut, denn er lässt mich umkehren. Wieder wegrennen. Ich habe Grieg und Madonna auf dem Smartphone für die Pause. Es muss nur laut sein.

Ich schaue nach hinten. Nur kurz. Der Bergsee. So klar. Ich hasse ihn.

18

Haltdienst

Ab heute Morgen haben alle Gäste des Ortes, deren Nachnamen mit den Buchstaben A-F anfangen, den ganzen Tag lang Haltdienst. Also begeben sich Frau Anderl, Herr Brettschneider, Herr Cholowski, Frau Dreher, Frau Ernst, Herr Fischer und alle die anderen nach dem Frühstück aus den Zimmern 14 bis 25 sofort in den Ortskern. Dort werden sie ihren Haltdienst statt der Abgabe der Kurtaxe ableisten, bei ein wenig Glück sogar am selben Haus, in dem sie auch einlogiert sind. Das teilt der Gemeinderat ein, der für seine wohlwollenden Entscheide bekannt ist. Und immerhin muss man auch sagen: niemand von den Gästen wird zum Haltdienst gezwungen, natürlich kann man auch die - zugegebenermassen nicht unerhebliche aber doch noch bezahlbare - Kurtaxe begleichen. Dann ist man vom körperlich doch anstrengenden Frondienst befreit. Das ist möglich, kaum einer will das aber. Es hat nichts mit Geiz zu tun. Kaum einer der schon seit Jahren immer wiederkehrenden Gäste würde nicht freiwillig diesen Dienst an der Gemeinde verrichten. Meist ja auch durchaus zum eigenen Nutzen. Halten ist erste Bürgerpflicht, hört man den Bürgermeister

immer wieder einmal zum Besten geben. Und ganz von der Hand zu weisen ist das nicht.

Wenn alle zusammen halten und sich im Dienste an die Kurgemeinde engagiert gegen die schon im Abrutschen befindliche Aussenmauern stemmen, dann werden die Kurhotels auch im nächsten Jahr noch links und rechts von der steilen Schlucht stehen. Also finden sich alle zu ihrem Tagwerk ein.

Tatsächlich hat man an diesem Morgen Glück. Fast ausnahmslos kann man sich nur eine halbe Stunde nach der allgemeinen Versammlung wieder in den eigenen Kurhotels einfinden und mit dem Gegenstimmen beginnen, wo man die etwas ausgelaugte Nachtschicht nahtlos ablöst. Da weiss man doch, wofür man das tut. Was hilft es denn, wenn man sich wirklich mit Leib und Seele mit einem fremden Gemäuer befasst und dann mit ansehen muss, wie das eigene Feriendomizil knirschend zuerst und dann krachend in den Wildbach abrutscht. Wo bleibt denn da die Entlohnung für die doch recht anstrengenden Stunden, von denen man nur eine schmerzende Schulter und einen Krampf in der Wade davon tragen kann? Das heisst: ganz so ist es ja nun auch nicht, denn die Kurverwaltung erkennt einem die couragierte Stützarbeit mit amtlichem Stempel als Gastein'sche Stütztherapie an. Und die Krankenkasse bezuschusst diese Tage grosszügig. So haben alle etwas

Pech nur, wenn - wie in diesem Kurhotel zu dieser Zeit des Jahres - die Gäste untereinander sich nicht wirklich gewogen sind. Verständlich, man stützt schliesslich schon seit Jahrzehnten zusammen und hat sich dabei nicht nur Freunde gemacht. Das Schwitzen und Stemmen, Schulter an Schulter, setzt nicht nur gute Energien frei, lässt nicht nur Freundlichkeiten aufkommen. Und so wundert es nicht, dass Frau Anderl, Herr Brettschneider, Herr Cholowski, Frau Dreher, Frau Ernst, Herr Fischer heute Morgen sich schon von Beginn an eher misstrauisch und verstohlen feindselig anschauen. Man hat es nicht gern, miteinander Haltearbeit zu verrichten. Es ist einfach schon zu viel vorgefallen. Wie zum Beispiel 1982! Als Herr Brettschneider, leider starker Raucher und auch sonst nicht gerade der geselligste Typ, auf eine Zigarettenpause pro Stunde insistierte und so immer wieder, obwohl wirklich dringend benötigt, für lange Minuten ausscherte.

Es darf nicht verwundern, dass die anderen, bereits durch einen langen Tag entkräftet und nun auch noch mit Brettschneiders Zusatzlast überfordert, ausgerechnet in einer Rauchpause und in Unterzahl (Herr Fischer hatte sich entschuldigen lassen und war in der Pause kurz austreten gegangen) schier unaufhaltsam das Unglück zwar sahen, aber nichts mehr gegen das Abrutschen des Kurhotels Schweigerhof machen konnten. Wehrlos liessen sie sich gerade noch zur Seite Fallen und konnten nur noch

fassungslos mitansehen, wie der Panoramatrakt des Hotels in den Wildbach donnerte und dabei noch die Hauskatze mit sich riss.

Man musste daraufhin zusammen in das noch ältere Kurhotel umziehen und die Zimmer 14 bis 25 belegen. Man fühlte sich verantwortlich und man war auf Herrn Brettschneider und Herrn Fischer seitdem gar nicht mehr gut zu sprechen. Zumal die Herren sich keiner Schuld bewusst waren. Vorgeblich, allerdings hatten sie sich in Folge auch geduckt wieder für die nächsten Jahre als Gast eingeschrieben und versahen ab diesem Zeitpunkt zumindest tadel- und pausenlos innerhalb der zugeteilten Schichten ihren Haltearbeit. Aber der Haussegen inmitten dieser Gästeschar schien seitdem gestört. Nun verrichtet man seit 23 Jahren zusammen ohne Gruss seine Aufgabe. Eher verbissen und mit den Jahren durch das Alter der Gelenke und das Aufkommen der Rollatoren und das umständliche Beisein von Sauerstoffflaschen gestört. Aber man lässt sich nicht abhalten. Seitdem ist auch keines der Hotels in ihren Händen abgerutscht. Bei anderen schon. Aber nicht bei ihnen. Dafür hat die Gemeinde im Jahr 2017 oder 2018 die goldene Haltemedaille für "40 Jahre Haltung" versprochen. Eine grosse Ehre, die nur wenige Gästegruppen vorher in Empfang nehmen konnten. Den meisten rutscht bis dahin etwas ab. Aber Frau Anderl, Herr Brettschneider, Herr Cholowski, Frau Dreher, Frau Ernst,

19

Den Geist des Tales essen

Ich glaube ja, dass wir alle nur von der reinen Spitze eines Berges essen wollen. Denn wir suchen den Geist von etwas, das allein ist und in der Stille einer Abgeschlossenheit wächst. Dort wo kein Mensch zuschauen und eingreifen will. Und das kommt so im Tal nicht vor. Ich glaube ja, dass wir die Reinheit eines Lebensmittels suchen, weil wir uns verschmutzt vorkommen mit unserem industriell gestanzten Dreck in Tüten. Ich glaube, dass wir eine Religion aus Essen machen, weil wir Gott auf dem Fließband der Schlachthöfe verloren haben. Aber glauben allein hilft nichts mehr. Das Rennen um die letzten unberührten Lebensmittel ist im Gange, um sich wenigstens für die Dauer eines Essens rein zu fühlen. Dazu wälzen wir Südtirol mehr um als es die Trommelfeuer des ersten Weltkrieges vermocht haben. Wir sind Räuber des Unberührten und tun so, als wären wir wie Schamanen, die den Geist zurückholen wollen, den sie in Cellophan verpackt hatten und gestern noch wie alten Kaffee wegschmissen. Neuen braucht es heute, der alte ist schon schnell stumpf. Dabei geht es nicht um Bio. Es geht nicht um Reformhausmarken. Es geht um etwas, das vom Menschen

erst gar nicht berührt wird, bis es bei uns landet. Das letzte unberührte Stück Land, in dem etwas von selbst wächst. Das suggerieren die Alpen. Kuhweiden, auf denen Kühe wie von selbst ihre Milch geben. Nicht durch irgendwelche Aufputschmittel zu mehr Milch geboostet. Käse, der sich von selbst gerinnen scheint, in einer Lake, die aus 2000 Jahre alte Lärchennadeln sich selbst versüsst.

Am Anfang eines Tages findet sich Wasser, das hell klar und rein den Bach hinunterfließt und zum Tal finden will. In diesem Wasser könnten Fische schwimmen. Sie zu essen, das wäre dieses reine Vergnügen. Noch vor Ort geschlachtet und auf derbem Geschirr gereicht. Und neben diesem Bach gibt es einen Baum. Daran reifen Äpfel. Und unter diesem Baum breitet sich eine Bodenkrume aus, in der Getreide wachsen will, das so nicht von Menschen gepflanzt wurde. Wo unbeabsichtigt von einer unbekanntem Natur hingestreut. Dieses Phantasma findet sich in den Photostudios für die teuren Koch- und Erlebnisbücher wieder. All das zusammen gibt uns ein Essen vor, das wir nie finden werden, auch wenn wir noch so oft in Bioläden rennen. Wir suchen Heilung in diesem Essen, nicht die Erhaltung unserer Gesundheit. Wir möchten es so zubereiten, dass es uns wie eine Messe empfängt. Die Eucharistie kennt Vollkornbrot mit dreizehnerlei Aufstrichen.

Den Dreck des Tales beiseite tun. Das alleine zurück ins Reine bringen. das wollen wir. Schon wieder lügen wir. Schon wieder versuchen wir, aus der Ernährung einen Gottesdienst zu machen. Schon wieder soll es genauso sein, wie es uns auch nicht zu schwierig ist. Das reine Essen hat Dreck an seinen Samen, aber nicht bei uns. Das reine Essen muss gejagt werden. Aber darum geht es uns nicht. Wir wollen nicht töten, das sollen andere machen. Wir wollen die Alpen wieder abpacken lassen. Was als Bergkäse daherkommt, muss ja trotzdem für uns noch einmal auf Salmonellen untersucht werden. Es könnten reine Keime und Viren darin sein. Und was geschlachtet wurde nach einem langen Sommer, ist professionell ausgeblutet und so zu einem Stück Fleisch verarbeitet, dass wir das Lamm nicht mehr sehen. Wir wollen keine Tiere schlachten. Wir wollen nur ihr Fleisch. Ehrlicher wäre es also, dieses Essen, das wir aus der Industrie beziehen, als das unsrige zu begreifen. In den Alpen wächst nichts. Es wird nur für uns kultiviert. Wir tun so, als wäre es ein Essen, das von Natur aus zu finden sei.

Aber das ist ein Schmierentheater. Die Alpen sind weit oben nicht fruchtbar. Dazu sind sie nicht da. Wir machen sie dazu, und tun so, als würden wir sie zufällig dort etwas finden, dass uns gut tut. Wir tun aber den Alpen nicht gut. Am besten wäre ja, wir liessen sie in Frieden. Aber dann müssten wir zugeben, dass das Essen in unseren

Tetrapacks weniger mit Natur zu tun hat als deren Verpackungen. Und dann bliebe uns nur die Verdammnis.

20

Der Knödelstreit

Alles begann damit, dass die Reutealm jetzt auch Kasknödel auf der Karte anbot. Das war an sich nichts besonderes, denn schliesslich gehört dieses Gericht im Tal zu den Klassikern auf Speisekarten. Allerdings war dem Senner der Reutealm durchaus bewusst, dass sein Nachbar, die Rinsenalm, weltweit Bekanntheit wegen ihrer unfasslich guten Kasknödel genoss.

Eine Kampfansage. soviel war klar.

Ein paar Tage lang nahm das der Platzhirsch gelassen, kein Röhren kam von der anderen Seite des Grasberges. Was sollte ein Knödeldilettant wie die Reutealm schon heben. man konnte ja nicht einfach hergehen und die weltnochbesseren Knödel machen. Das ging irgendwie nicht auf. Das war klar. Also folgte man auf der Rinsenalm seinem Tagwerk, erfreute die Gästeschar mit den aufgetischten Köstlichkeiten und sonnte sich im Erfolg.

Bis dieses Schild an der Weggabelung zwischen den beiden Almen zu finden war und die Wanderer zaudern ließ.

Da stand: "2 Knödel zum halben Preis, jetzt mit doppelt soviel Käse."

Und das liess, Qualität hin oder her, schon ein paar Wanderer mehr in Richtung Reutealm gehen. Was sollte das denn auch mit den weltbesten Knödeln, wenn man auf der Rinsenalm nur eine halbe Portion mit sogar nur einem Viertel an Käse ergattern konnte. So gut konnten die Weltbesten doch gar nicht gegen die auch ganz Ordentlichen sein. Vor allem: es waren doch nur Knödel. in einer Suppe. Ein einfaches Gericht.

Drei Tage später, als die Reihen auf der Rinsenalm sich doch merklich lichteten, begann der Wirt zu sinnieren, und am Morgen darauf stand neben dem einen Schild das andere, auf dem zu lesen war: "Original Rinsenknödel a la Frommage. Neu, jetzt mit Salat de Crou" , und darunter war sogar ein leicht gesenkter Preis neben einem offensichtlich dazu offerierten kleinen Bier zu sehen. Das liess die Besucherströme deutlich wieder in die andere Richtung schwappen. Man war zufrieden auf der einen Seite. Die andere ärgerte sich nur umso mehr. Und sie rüstete auf. Das Schild an der Weggabelung musste einem neuen weichen, auf dem die junge Servierkraft unter dem Wort

Und das schien zu wirken, auch wenn Ludmilla züchtig angezogen die Bedienung der Gäste absolvierte und das aufgetischte Gericht keinen Tadel zuliess, aber nun auch nicht unvergesslich war.

Das der Rinsenalm nun auch nicht, denn jeder in Dorf weiter unten wusste natürlich auch, dass dieser angebliche Weltmeistertitel bei den Knödelweltmeisterschaften in Peru (2008) schlichtweg gemogelt war. Aber dagegen konnte die Reutealm auch mit einem richterlichen Beschluss nicht angehen, denn eine Knödelmeisterschaft war nicht schützenswert und auch ein angeblicher Titel deshalb auch nicht zu verbieten. Zumal die Rinsenalmwirtin in jenem Jahr nachgewiesenermassen in Peru weilte. Wie sollte man belegen, dass es dort in einem kleinen Ort der Anden unter Auswanderern nicht wirklich eine Art von Weltmeisterschaft gegeben haben könnte.

Also beliess man es dabei. Man vertraute einfach auf die Kraft von Angebot und Nachfrage. Und auf das aggressive Marketing des Neffen, der die Reutealm ein paar Wochen vorher besucht hatte. Und es schien ja zu funktionieren. Auf jeden Fall bis auffällig viele Wanderer die "unglaublichen Knödel der Rinsenalm" zu loben begannen und allen anderen Gästen, die sich gerade an den Aussenbänken der Reutealm niederlassen wollten, den kleinen Fast vergessenen Höhenweg zwischen den beiden Almen zu

empfehlen begannen, der in nur 10 Minute zur Rinsenalm führen würde. Tatsächlich Vertrauten zunehmend mehr Ankommende den gestreuten Gerüchten und machten sich sogleich auf den Weg hinüber. Auch als auffallend viele Knödel ungegessen und mit der lauten Bemerkung, die auf der Rinsenalm gegenüber seien viel besser zurückgingen, brauchte die Reutealm ein paar Tage, bis sie sah, verstand und reagierte.

Zwei Tage später hatten alle Gäste ihre Lichtbilderausweise vorzuzeigen, bevor sie sich niederlassen konnten, und Wanderer, die nicht ganz kosher schienen oder durch ihren fremdländischen Dialekt auffielen, obwohl sie doch angeblich aus der Gegend kamen, wurden weggewiesen. Vorsichtshalber hatte jemand auch in einer Nacht- und Nebelaktion den Höhenweg zwischen den Almen zuschieben lassen und sogar die Brücke über den Bach niedergerissen. Das war aber alles nicht so schlimm, denn der Rinsenalmshuttle hielt Mündigkeit vor der Reutealm und beschallte mit Sonderangeboten via Megaphon so lange die Sonnenterrasse der Reutealm, dann immer mehr gerne einstiegen und sicherstellte zur Rinsenalm fahren liessen.

Jedenfalls so lange, bis ein mysteriöser Virus den Genuss der Weltmeisterknödel zu einem va banque Spiel machte. Die ersten Toten unter den Gästen brachten den Wettkampf in die überregionale Presse und lockten inzwischen mehr

Man setzte sich auf die Bergwiese zwischen die beiden Kontrahenten und betrachtete gespannt, wer denn nun mit welcher neuen Finte auf den anderen reagieren würde. Inzwischen wurden sogar Wetten angenommen, wer denn wem Gewalt antun würde, aber die Quoten waren ausgeglichen und die beiden Wirte waren Profis. Wenn sie sich doch einmal beim sonntäglichen Spaziergang sahen, dann grüssten sie sich freundlich, erkundigten sich, ob denn das Geschäft schön Laufe und wünschte sich das Beste.

Aber in den Kellern hatten beide eine Aktionsgruppe aufgebaut, die mit täglich neuen Vorschlägen kam. Und die hatten es in sich. Denn auf Seiten der Reutealm arbeiteten inzwischen Marke-tingprofis aus Russland mit, die der Neffe in den Semesterferien eingeladen hatte, und die Rinsenalm konnte auf Profis der Südtiroler Widerstandsgruppen hoffen, auf deren Konten in den 60ern diverse Bombenexplosionen rund um Meran gingen.

Vermutlich waren sie es auch, die am Morgen des 13. August die Reutealm mit abgelaufenem Plastiksprengstoff aus alten Beständen in die Luft gehen liessen, noch bevor die ersten hungrigen Gäste eintrafen. Glücklicherweise war auch sonst niemand dort verletzt worden, auch wenn man nicht unbedingt etwas in die Wege geleitet hatte, um sie zu schonen.

Kein Wunder, denn man war mit gross gewachsenen Cousins russischer Studenten und mehreren knurrigen Hunden auf dem Weg zur Rinsenalm, die scheinbar noch friedlich in der Morgensonne da lag.

Es war auch der Morgen, an dem die ersten vier neuen Schilder im Tal zu sehen waren. Von anderen Almen. Mit original Käseknödel, von Fusionknödeln und veganen Varianten to-go. Eine Käseknödelwelle schwappt über das Tal. Der Rest des Tages ist aus der Berichterstattung internationaler Blätter bekannt. Von anderen Almen. Mit original Käseknödel, von Fusionknödeln und veganen Varianten to go. Eine Käseknödelwelle schwappt über das Tal.

Der Rest des Tages ist in der Berichterstattung internationaler Blätter nicht mehr wiederzufinden.

21

Der Sprung

In diesem Tal bleibt die Zeit an den Felsen kleben. Sie bewegt sich nicht einen Moment weiter. Nichts, das das Leben eindringen lässt. Kein Rascheln, kein Laut. Nicht einmal Wind. Der Tag ist stehengeblieben und faulenz hinter einem der vor langer Zeit vom Berg gekullerten Felsen. Da liegt er neben dem achtlos verteilten Kies und den wenigen Moosen und Disteln, die es schon vor längerem hier herauf geschafft haben. Seitdem nichts mehr.

Nichts bewegt sich seit Stunden. Alles ist stehen geblieben. Und doch kann ich jetzt unvermittelt ein Rieseln vernehmen. Eine Gemse vielleicht, aber ich sehe sie nicht. Nur ein wenig Gipfel ist gefallen. Nicht viel, nur eine Schaufel voll, vielleicht. Unerheblich, aber vernehmbar. Plötzlich kommt Vergänglichkeit wieder spürbar ins Spiel. Die Uhren haben für einen Augenblick wieder angesetzt. So lange zumindest, bis auch der kleinste dieser Steine seine Lage von weiter oben wieder dort stabilisiert hat, wo er jetzt weitere Zeitalter zu liegen kommt.

Dann wieder nichts.

Hilde hat kurz vor dem Gipfelkreuz im Übergang zu einem Grat ihren linken Fuss genau auf den Block gesetzt, den bereits die anderen für einen guten Stand genutzt haben. Steil fällt hier der Berg ab. Weit unter ihr ist das Tal. Es werden gut vierhundert Höhenmeter bis zu seinem Grund sein. Von Hilde aus, die sich an einem Sicherungsseil hält und die nächsten Schritte ausmisst. Der Block löst sich. Er rauscht ins Tal. Hilde verliert den Stand. Sackt weg. Nur ihre rechte Hand umklammert das Metallseil. Sie schreit nicht, sie reisst nur ihre Linke hin zur Seite und greift nach etwas. Die Füße baumeln und zappeln, ihr Rücken dreht sich ganz zum Tal. Da ist nichts, die Sohlen stellen sich nicht auf etwas. Hilde zappelt und keucht. Starr steht die Gruppe. Starrt auf sie. Hilde zieht sich nach oben. Ein Fuss findet Fels. Weiter unten schlägt eine Gruppe von Steinen auf einem vorgelagerten Buckel auf. Still. Hilde atmet aus, macht einen Ausfallschritt nach vorne und findet eine Ausbuchtung, um sich ganz aufzustellen und zur Ruhe zu kommen. Niemand bewegt sich. Hilde schaut für Augenblicke nach unten und krampft ihre Hände fester an den Halt. Sie kann nicht weiter gehen und ist doch ruhig, atmet einfach. Weiter unten quert eine Gemse das Geröllfeld und zerteilt den Nachmittag mit Schritten. Vorsichtig, sie wird davon hasten, wenn sie jemanden in ihrer Nähe wähnt.

Hilde nickt und folgt den anderen wortlos weiter bis zum Gipfel. Niemand blickt aus Scheu zu ihr zurück. Das Gipfelbuch hält alle Besucher seit 2006 fest. Es ist noch zu einem Drittel leer. Die Gruppe sagt nichts, einer reicht ihr aber Tee. Sie nimmt den vollgefüllten Becher langsam zum Mund, dann nickt sie. Sie nickt noch einmal, trinkt wieder und schaut nach unten. Dort wo sie die Zeit zurückgelassen hat. Ich habe nur ein Rieseln und vielleicht ein einziges stärkeres Poltern gehört. Die Zeit schlägt gleich danach wieder wie ein müder Vorhang übereinander. Ich bleibe weiter in der Sonne stehen und schaue auf einen der Gipfel. Das Tal hat mich aufgesogen. Endlos.

22

Achtung, Berg

Wir brauchen zu allererst einmal Ruhe im Tal. Wehe, wenn es idyllisch werden soll, und ein Auto oder ein Motorrad fährt vorbei. Oder ein Kind schreit nach seinem Spielzeug. Dann kann man die Idylle schon gleich wieder vergessen. So aber schaut man von einem anschmiegsamen Platz aus in eine bevorzugt weite und freundliche Landschaft, oder besser: in ein majestätisches Tal.

Solche Täler brauchen eine Vertikale, die sich gewaschen hat. Nur so nicken wir das ab. Dieses Aufragen darf nie alleine stehen. Hinter den sich auftürmenden Felsen muss sich eine zweite oder gar dritte Bergkette andeuten, die mit zunehmender Entfernung verblaut und - idealiter - in noch höheren Gipfeln mündet. Einerlei wo man nun genau steht: Ein paar Blumen im Umfeld sollten es sein. Der Jahreszeit gemässe. Nicht in Kübeln oder Sträussen, aber gepflegt am Aufblühen.

So etwas kann nur auf Wiesen überzeugen. Möglichst nahe bei seltenen Laubbäumen sollten die wachsen. Und jedes

Gebäude dahinter hat nahe bei einem Bach zu stehen, mindestens einhundert Jahre alt zu sein. Aber in tadellosem Zustand. Die Zeit der gezielten Ruinenbauten ist einfach vorüber. Da kräht heute kein Hahn mehr danach. Tiere? Gerne, aber nur im sinnvollen Rahmen eines dann und wann stattfindenden Zwitscherns oder Krähens. Alles was nicht bei drei auf dem Baum sein kann, findet höchstens seinen Eingang in die Verköstigung des Restaurants, welches in angenehmer Spaziernähe zu finden ist. Aber ausser Sicht. Der Geruch von Bratenfett soll den Landschaftsgenuss nicht unterminieren.

Losgehen kann es jetzt. Der Blick schweift über die umstehenden Hügel und Berge. Dazu steht man ebenfalls. Sitzen geht gar nicht. Und in der Stille eines umherschweifenden Blickes dulden wir vielleicht eine einzige arrivierte Droge. Zigarre bevorzugt. So steht der Gast also am Rande der Idylle und wartet auf leise, musikalische Untermalung. Jodeln. Es darf auch ein verhalttes Juchzen sein. Hauptsache von fern. In der Nähe soll uns nur ein Schweigen umfassen. Die Idylle erträgt eine vorbei summende Biene, aber keine passierende Rentnergruppe mit schlechten Scherzen. Der hörbar idyllische Dialekt der Einheimischen ist in kurzen, knappen Einwüfen erwünscht. Wolkenloser Himmel? Ganz grosses Kino. Am liebsten noch an einem Morgen. Sollte klar gehen.

Sonnenmorgen, Kinder und Rentner aus dem Bild und Schnauze. Zigarre vor dem Bach im Biotop stehend. Dann lässt sich die majestätische Landschaft gut an. Weiche Landschaft geht auch, sie muss aber gipfeln.

Den Genuss einer richtigen Idylle arbeitet der Kenner ein bis zwei Vorabende lang durch. Er studiert eifrig in grossen Bildbänden anerkannte Werke von Idyllenmalern. Wohlgemerkt: Nur Landschaftsidylle. Koch oder Friedrich. Turner nur mit grossen Abstrichen. Er hat sich noch einmal einen Heimatfilm fast bis zum Ende angesehen. Und dann ist er gerüstet und atmet frei im Anblick des Tatsächlichen durch. Er denkt an nichts. Endlich. Minutenlang.

Dann wundert er sich, dass er hier kein Wochenendhaus hat. Er ruft einen Makler an und lässt schon einmal Baugrund kaufen. Genau da, wo er das freie Feld genossen hat.

Der Kenner zerstört seinen eigenen Genuss, indem er ihn mit einem Eigenheim samt Hypothek versieht.

So geht das.

23

Alp in Erschmatt

Ich fahre mit dem Wagen die enge Strasse zum Dorf hinauf, sie ist mir Nabelschnur. Beim Gang durch die engen Gassen atme ich das Holz alter Häuser und begreife, dass ich jetzt in einer anderen Welt sein kann. Diese Welt steht still. Auf dem Spielplatz unter meinem Fenster versucht ein Vater seinen Sohn über ein bergförmiges Trapez zu heben.

Der Sohn weint, er will nicht. Sonst ist alles ruhig. Mein Laptop startet auf, sein Betriebssystem sortiert Daten, das dauert zehn Minuten. Ich schaue währenddessen auf die Berge gegenüber, verstehe, dass das Wasser über Jahrtausende Fels abgetragen und ihn als Schlamm und Geröll in den darunter liegenden Wald geschwemmt hat. Darüber ziehen Wolken in einer Geschwindigkeit, die sich nicht messen lassen muss. Ihr Anblick ist weich. Sie versöhnen den Himmel mit den Bergen darunter. Jetzt blicke ich auf etwas, das viel länger sein wird, als der Gedanke daran. Jetzt kann ich jahrtausendelang auf die Wolken über mir schauen. Nachdem wir im Dorf angekommen waren,

sassen wir an einer Fensterbank, und schauten bei Wein und Kirschen in das Tal. Weitere eintausend Jahre. Nichts hätte uns jetzt noch im Ernst das Telefon in die Hand nehmen lassen. Wen anrufen? Hier.

Jeden Morgen geht einer in den Holzschuppen seiner Wohnung, dort findet er ein Stück Föhre. Dann nimmt er ein Messer und schneidet überzähliges Holz weg. Es zeigt sich ein Dämon. Der fletscht die Zähne. Er schaut ihm ähnlicher als der eine das haben will. Jeden Morgen geht einer in den Schuppen, und nimmt sich vor, den Albtraum seiner vergangenen Nacht in einem Stück Holz zu hinterlassen, aber herauskommt er selbst. Als wir an der Strasse entlang liefen, erreichte mich der Duft von Holunder. Meine Kindheit. Der alte Holunderbaum neben der Auffahrt. Damals hat es keine Stadt gegeben. Es duftete, so wie auch in diesem Moment. Und die Berge zeigten nun die Abendsonne. Unendlich träge und langsam ging sie unter, wollte sich einfach nicht unterhalb den First des Bergkammes senken. Eine Glocke läutete, und mir wurde das alles zu viel. Wut, schwarz wie Holunder, stieg in mir auf. Es ist die Langsamkeit, gegen die man nicht ankommt. Schon gar nicht in eigener Hektik. Es ist die Langsamkeit, die viel länger dauert als man selbst.

Ein Berg gegenüber zeigt ein unendlich langes Rinnsal, das vom Gipfel bis zum Wald hinab über ewige Zeiten Spuren

Wenn einer im Schuppen einen Dämon niedergeschnitzt hat, dann geht er kopfschüttelnd hinaus und betrinkt sich. Er verzweifelt daran, dass er nur sieht und schnitzt, aber nie ändert. Nicht in seinem Leben. Und währenddessen türmen sich die Wolken über ihm neu auf, formieren sich und schmeicheln sich über den Berg.

24

Bergessen, 3D geprintet

Der Berghof gleich neben dem Dorfausgang ist in letzter Zeit nicht mehr besonders beliebt. Früher war er berühmt für sein Lammfleisch. Heute wollen die Dorfbewohner nichts mehr davon wissen. Auch der Bauer hat es satt. Er möchte nicht mehr die Lämmer den ganzen Sommer über auf der Alp hin und her treiben. Er möchte diese Tiere eigentlich gar nicht mehr halten müssen. Er hat sich einen 3-D Printer gekauft und will ihre Zellstruktur einfach ausdrucken. Fertig. Dabei denkt er sich etwas sehr Einfaches. Wenn er ein Fleisch in der guten Bergluft printet, und wenn er dabei nur naturbelassenes Granulat verwendet. Wo soll da der Unterschied zu einem in freier Landschaft gewachsenen Stück Lamm sein? Die Textur ist es nicht. Der Geschmack wird eh aus den naturbelassenen Zusatzstoffen kommen. Es ist nur ein anheimelndes Gedöhns und das Bimmeln der Herde, das den Unterschied machen wird. Aber sonst, auf dem Teller gibt es den nicht. Besser noch, das Tal hat sich ein für alle Mal vom Dreck der Schafsscheisse befreit. So denkt er sich das. Er mag es sich dabei ein wenig zu einfach machen, aber die Kalkulation gibt ihm auf dem Papier recht. Ein Kilo

Berglamm kostet ihn in der Aufzucht das Doppelte und bringt den gleichen Abverkaufspreis im Grosshandel. Warum also das Herumgezüchte und vor allem das viele Blut, die Schlachtereier, wenn der Abnehmer es doch nicht merkt. Warum soll er dann auf der Weide umhegen und nicht printen.

Die Dorfgenossenschaft sieht das anders, aber sie kann es rechtlich nicht unterbinden. Nicht einmal, dass das Fleisch aus dem Ultental kommt. Dagegen kann sie nicht vorgehen. Die Printer werden das Geschäft verderben, wenn es herauskommt und in den Ökoblättern steht, aber niemand will es bisher wissen.

Der Nachbarhof printet schon länger Maronen. Zu Recht, denn so viele Kastanienbäume gibt es ja gar nicht im Tal, um all die hungrigen Touristenmäuler zu stopfen. Und es ist auch nicht ökologischer, die braunen Baumfrüchte aus Bulgarien einzufliegen. Dann lieber vor Ort printen. So wie beim Käse. Es scheint ja auch niemandem aufzufallen, dass man für den ganzen Bergkäse im Tal dreimal mehr Almen bräuchte, als sie selbst in den Seitentälern vorhanden wären. Das Printen schafft neue Räume. Kein Baum muss mehr fallen – nur für das Essen der Touristen. Es ist endlich Platz für wirkliche Natur hier, seit sie ohne es zu ahnen dieses Granulat fressen! So kann das Tal seine Ruhe finden. Meint der Bauer mit dem 3D Printer. Die anderen

Es wird noch fünf Jahre dauern, dann gibt es vielleicht eine Slow Print Bewegung. Spätestens dann kommen noch alle auf den Geschmack und rechnen durch.

Dann wird der Bauer 3D Printer handeln. Und reich damit werden. Oder sie lassen bei ihm Printen. Das sehen die anderen im Dorf nicht so, aber es ist schon recht. Mahlzeit.

25

Farbe

Türe auf, und Du standest direkt im Gang. Unendlich lange hallten dort unsere Schritte nach, das Linoleum unter unseren Füßen federte leicht, draussen gleisste die Alpspitze im Licht eines Sommertages. Hier herinnen war es immer ein wenig zu kühl. In der alten Wehrmachtskaserne waren meine beiden Grosstanten seit 1946 als Flüchtlinge untergebracht. Zwei ehemalige Stuben als ihr neues Zuhause. Darin, auch im Sommer 1972, in meinem siebten Lebensjahr, betrieben sie ein Kleinhandwerk, um sich ihren Lebensunterhalt mit Änderungen und Schneiderarbeiten zu verdienen. Die Nähmaschine stand neben dem Schlafplatz, mehr als das konnten sie nicht tun, alles andere als das Surren der eingespannten Stoffe unter den Nähnadeln und eine kurze Nachruhe schien unmöglich in den schlauchartigen Zimmern, deren hohe Fenster nach hinten hinaus zumindest den Blick auf den Kramer bei Garmisch freigaben. Und es gab einen Fernseher auf einem Schrank im Zimmer der älteren. Darin lief eines Nachmittags – wir kamen gerade vom Tollen aus den Gängen wieder herein, indem wir die schweren Türen schon fast alleine aufbrachten – die

Liveübertragung der Olympischen Spiel von München. Erstmals für mich in Farbe. Das war eine Sensation für uns, lenkte uns von den Bergen, die wir eben noch vor dem Haus so schön leuchten gesehen hatten, ab. Doch die Sendung schien gar nicht so fröhlich wie gehofft abzulaufen. Sie Erwachsenen sagten kein Wort, starrten auf eine merkwürdig sportlose Zeremonie. Wir konnten gerade beim Hereinkommen sehen, wie die Flammen im Olympiastadium gedrosselt wurden und man darüber die olympische Fahne auf Halbmast setzte. Schweigen im Raum. Auf meine Frage nach dem Warum dieser Trauer in greller TV Farbe sagte man mir, dass etwas in letzter Zeit passiert sei, böse Menschen die Olympiade überfallen hätten, und nun alle vielleicht abreisen würden. Ich sass da, am Boden vor dem Fernseher, hatte keinen Blick für den Kramer vor dem Fenster, hatte keine Ahnung, was man bei einem Überfall auf die Olympiade tun würde. Ich konnte mir die bösen Männer nicht vorstellen.

Nur dass das Feuer weniger wurde, machte mir Angst, und dass alles vielleicht vorbei sein könnte. Auch dieser Urlaub vielleicht, vorzeitig. Schluss mit den Herumtollen in langen Gängen im Blick auf die hellen Berge. Schluss mit den Touren bis zum Nachmittag, um danach Sportler in Farbe zu sehen. Ich weiss nicht mehr, ob ich geweint habe. Ich weiss nur noch, dass der erste Farbfernseher meine Lebens mir Bilder zeigte, die nicht fröhlich waren.

Dahinter schien es Schmerz zu geben. Und draussen gleissten die Farben des Kalksteins weiter in der Sonne. Aber dafür hatten wir an diesem Tag keinen Blick mehr. Die Jüngere der Grosstanten wandte sich zu mir, sah mir in die Augen und meinte dann zu meinen Eltern, das sei doch nichts für mich. Das sei für niemanden etwas. Man solle doch lieber einen Spaziergang machen. Aber wohin sollten wir an diesem Nachmittag gehen? Es war zu spät für eine Bergtour und zu früh für ein Abendessen in der Stadt. Also sassen wir weiter da und liessen Weltgeschichte übertragen, assen dazu ein paar Nüsse. Die Erwachsenen tranken einen Kaffee. Draussen vor der Türe, am Ende des Ganges, gab es ein grosses Adlerbild, das an den Greiffüssen des Tieres neuen Putz zeigte. So als hätte man ihm den Felsen wegretouchiert, auf dem er zu stehen gekommen war. Meine Mutter seufzte beim Klang des Trauerorchesters, dass es immer gegen die Juden ginge. Die Tanten meinten, sie seien ja auch Flüchtlinge. Draussen verschwand die Sonne hinter dem Kramer und machte den Berg zu Scherenschnitt.

26

Kasernentango

Wo ich denn schlafen solle, fragte ich. Er meinte, das sei kein Problem, bei ihm in der Kaserne, bevor wir morgens dann ganz früh in den Berg steigen würden. Also fuhren wir an diesem Wochenende mit dem Wagen an der Schranke vorbei aus München kommend auf den Parkplatz vor den alten Wehrmachtskasernen und taten schon beim Aussteigen, als würden wir beide zusammen auf eine der Stuben gehören, so als wären wir einfach nur über das Wochenende dageblieben. Studenten, der eine Zivildienstleistender, der andere eingezogen, kurz nach dem ersten Staatsexamen, jetzt Rekrut eben hier. Ich hatte ihm nicht erzählt, dass ich die Kaserne von früher kannte. Als Flüchtlingsunterkünfte für die Böhrendeutschen nach dem zweiten Weltkrieg. Dass ich noch den alten Adler ohne Fussstand kannte, am Ende des Ganges, aber als wir das Haus betraten, konnte ich nur eine übermalte Wand sehen. Er wiederum hatte mir nicht erzählt, dass er eigentlich kein Zimmer für mich reservieren konnte. Dass wir uns mit seiner Notlösung auf illegales Terrain wagten, und er mindestens auf ein Disziplinarverfahren hin zockte, sollte man unser

Gewahr werden. Mir war nach meinem Zivildienst jeglicher Umgang mit dem Militär untersagt, die Bundesrepublik legte offiziell keinen allzu grossen Wert mehr auf mich, würde mich nicht einmal im Verteidigungsfall mit einer Waffe ausstatten. Wozu auch, so etwas habe ich nie zu bedienen gelernt. Und anstatt nun draussen vor der Kaserne die Nacht ohne Schlaf oder mühsam im Auto zu verbringen, konnte ich über seine Idee lachen, realisierte nicht mein Vergehen und die Möglichkeit, dass das übel ausgehen konnte. Ich war Anfang 20, was sollte mir da schon passieren. Also spielte ich Soldat. Für eine Nacht. Und niemand war da, der uns dabei gestört hätte. Die Schranke passierten wir, ohne dass uns achtlose Dienstuende auch nur beachtet hätten. Den Wagen stellten wir direkt vor das Haus mit seiner Stube, es war ein anderes als das meiner Grosstanten. Immerhin. Hier rannten wir die langen Gänge nachts kichernd mit Gasmasken entlang, trugen sie sogar unter der Dusche und blödelten im leeren Aufenthaltsraum herum. Wenigstens gab es hier etwas zu essen. Kaltes, aber für ein Abendessen war es genug. Ich nahm die harten Betten mit den kratzigen Decken als einen Riesenspass.

Die Stockbetten, aus denen Wehrdienstleistende sich morgens mühevoll herausollten oder nachts bei Probealarm hoch schreckten.

Ich fand meinen kurzen Wehrdienst eigentlich ganz ansehnlich. Vielleicht würde ich ihn mir irgendwann anerkennen lassen können. Zwei halbe Tage, immerhin. Wir schliefen gut in den kahlen Stuben mit den grossen Fenstern. Die Waxensteine hätte man sehen können, wäre es morgens nicht so neblig gewesen. Aber was scherte uns das. Wir schlenderten ohne Frühstück zum Wagen und fuhren grusslos an der Schranke wieder vorbei ins Zivilleben zurück. Die erste Bahn auf das Kreuzeck sollte sich ja bald füllen. Draussen war die Welt so offen und friedlich.

HER

BST

27

Die Leere, weit oben

Da oben ist nichts.

Das mag jetzt seltsam und hundertmal gehört klingen, aber da oben ist wirklich nichts. Das heisst, es ist schon etwas, aber es sieht aus wie nichts. Weil so vieles dort nicht ist, was man von weiter unten kennt. Kein Baum, kein Haus, kein Mensch, kein Bach, kein Weg. Nur mattes Gras und grauer Fels. Der Berg dahinter rostet an den Flanke herunter und bietet sonst wenig. Das ist alles nichts. Weiter oben noch ein dunklerer Berg und ein Himmel ohne Wolken. Nur blau und an Nachmittagen langsam in ein Abendbeige übergehend. Das ist alles.

Symmetrie ist die Abwesenheit von Information. Das Nichts über der Baumgrenze, das sich über die Matten und kargen Höhenzüge legt hingegen ist ein nicht endender Loop. Eine ständige Wiederholung im immer Gleichen. Vielleicht ein anderer Lichteinfall oder eine Wolkens Schatten kann das verändern. Du beginnst Deinen Aufstieg mit dem Blick nach unten, denn es ist steil, anstrengend, der Weg kann Dich mit Deinen Füßen stolpern machen. Und wenn Du später verschwitzt wieder nach oben schaust und bemerkst, dass

Du den ersten Höhenzug fast erreicht hast, dass Dir die Sonne in den gebeugten Rücken sticht, dann schaust Du auf und siehst das Nichts, das sich gleichsam einem ewig reichenden Echo an Farbe und Fels verliert. Du kannst dort hinein schreien, niemand wird das hören und kein Steinchen wird deshalb anders zu liegen kommen. Du bist der Wiederholung gegenüber machtlos und zählst hier nicht. Du bist der einzige Bruch in etwas, das wie eine träge Welle sich im Nichts verliert. Wenn Du das einsiehst, wenn es Dir nicht mehr viel ausmacht und den Blick über die Gipfel hinweg gleichsam wie ein Koan unberührt erträgst, dann geschieht endlich etwas. Du bist frei, erträgst Dich endlich, wenn Du Dich darin verlierst und nicht mehr absteigen willst. Nichts berührt Dich mehr, stundenlang. Für einen Moment gibt es nur den Moment, die Zeit verliert ihren Halt und findet nur zwischen Aus- und Einatmen statt. Dein Blick sieht alles und braucht es doch nicht, der Höhenweg wird immer so weiter laufen, und Du gehst ihn einfach entlang. Aus dem immer gleichen Gedanken, der Dich im Kreis herum beim Aufstieg gequält hat, entsteht ein sanfter Traum, den Du lange nichts hattest. Die Leere ist kein Nichts, sie ist etwas, das Dir das Nichts nimmt und Dich in den Arm nimmt. Dort oben und ohne einen Weg hinunter ins Tal. Sie bleibt oben und wird Dich wiederkennen, wenn Du sie besuchen kommst, aber sie wird Dir nicht hinunter folgen. Dort, wo alles vollgestellt ist mit Häusern und Seilbahnen und Strassen.

Hinter den Bergen hört die Welt auf

Als Kind stellte ich mir immer vor, dass hinter der Zugspitze die Welt senkrecht abfiel. Einem Panorama meiner Spielzeugeisenbahn gleich, sodass man, wenn man von der hinteren Seite auf die Platte mit den Gleisen den und Bergen Pappmache sah, einem Durchschnitt gleich die Berge nur als eine glatte Stellwand wahrnehmen konnte. Und bis vor kurzem dachte ich das auch, wenn ich Bilder aus Zermatt sah. Das Standardmotiv mit dem Matterhorn, das man sogar in dem auf einer Tafel schlechter Touristenschokolade wieder finden kann. Dahinter muss doch einfach ein vertikal planes Ende sein, es deutet sich nichts anderes an, dachte ich. Dahinter kann es nur tausende von Metern senkrecht hinunter gehen und vielleicht noch das Mittelmeer bis an die ehemaligen Gletscherzungen heranlassen. Aber schau, jetzt stehe ich tatsächlich auf der anderen Seite dieses Berges, südlich auf einem weiteren Gipfel, von wo aus man das Matterhorn "Cervino" nennt, sehe das steil aufragende Massiv wie es plötzlich ein wenig zu stier und mickrig mit einer Granitschulter daherkommt, und stelle, während ich mich zu ihm umdrehe, fest: es kann also doch weiter gehen. Mit

einem Mal falten sich beide Ansichten des Berges in meinem Kopf aus und ich sehe nicht das Ende der Welt. Es hängt zusammen, das Gebirge, es faltet sich und verjüngt sich auf mehreren Seiten vom Gipfel des Felsmassivs herunter. So wie das Wasser nach allen Seiten abfließen kann. Verstehe ich denn, wenn ich sage, dass die Welt nirgends aufhört, sich alles mit allem verbindet. Habe ich begriffen, dass mir nur ein Ende entgegenkommt, wenn ich vergesse über etwas hinweg zu sehen?

So wie der Berg eine Spitze hat, aber selbst dann nicht einfach endet, weil er in den Himmel hineinragt und von ihm umfasst wird, so wie alle Flanken auslaufen und keine an eine Wand stösst, so wie selbst unter dem Berg eine Verbindung zu einem anderen Berg auf der anderen Seite existiert. Jeder Berg hat seinesgleichen auf der genau anderen Seite der Welt. Es mag sich nicht gleichen wie das zwei Geschwister tun, es mag sich Wasser darüber befinden oder ein Gletscher, der Wüstensand oder eine Stadt. Aber die beiden fassen sich durch die Welt hindurch an der Hand wie das solche tun, die müde aber glücklich zusammen auf die Berge schauen. Es gehört alles zusammen, es hat sein Gegenstück auf der Welt, die alles wieder in ein Rund bringt. Warum nur vergesse ich das ständig und glaube, es gibt kein Nachbartal?

Nachtfahrt mit der Gondel

Wir fuhren langsam schaukelnd von der Talstation in die Nacht hinein und wurden vom Zugseil nach nur wenig Beschleunigungsmetern rasch in Richtung Berg hinauf geholt. Wir waren uns irgendwie sicher, dass es hinauf ging. Tagsüber konnte man das sehen, also mussten wir das jetzt nicht bezweifeln. Wir standen in der kalt beleuchteten Gondel und konnten nicht einen Meter hinaus in die Nacht sehen. Dort zog für alle, die nicht mit uns fuhren, eine lichtene Seilbahn rauschend vorbei. Sie konnte ja nur das Ziel haben, an ihrer Schwester nachts vorbeizusehen und kurz vor der Bergstation leicht und dann stark abbremsend einzuschweben, um dann darin zur Ruhe zu kommen. Wir standen im Licht und vermeinten nur durch ein Gefühl, das wir in unseren Bäuchen zu spüren glaubten, zu bemerken, wie wir uns vorwärts bewegten. Kein vorbeiziehender Bergwald, keine nachlässig überquerte Felswand war draussen vor den nur das Innere spiegelnde Scheiben zu sehen. Eine Welt war da draussen vermutlich da, hatte sich in der Nacht nicht davon gemacht, so wie wir jetzt aus dem Tal. Mit dem einzigen Verkehrsmittel hinauf nach Chamois. Halbstündig eine

Gondel, die andere in die Gegenrichtung ziehend. Hinauf ins Dorf, um sich schlafen zu legen oder hinab, weiter in das Tal einfahrend. Ewige Minuten lang schwebten wir im Nichts, hatten keinen Anhaltspunkt, um auch nur eine Bewegung zu verzeichnen. Vielleicht waren wir nie wirklich weit hinauf gefahren, waren in der Mitte der Seillänge einfach sehr vorsichtig abgebremst worden und vermeinten jetzt immer noch unterwegs zu sein, während man in der Talstation niemanden mehr in der Gondel vermutet hatte und alle Schalter auf „Noche“ stellte. Vielleicht würden wir die ganze Nacht glauben, fast schon da zu sein, weil wir nur ein leises durch den Talwind verursachtes Schaukeln der Gondel als Bewegung bezeichneten. Das alles, während von draussen jemand in der Nacht uns fasziniert beobachtete, wie wir im Neonlicht des Gondelinneren aufrecht und in Erwartung dort mittig und bereit standen, noch ein letztes Schaukeln der Bergstütze zu spüren und dann schon fast aussteigen zu können. Klopfeschüttelnd würde dieser jemand sich ein Glas Wein einschenken und nur darauf warten, dass sich einer von uns langsam zu den anderen umdrehte und dann wie klärend eine Geste der Verständnislosigkeit zeigte. Darüber, dass es doch schon ziemlich lange dauere, dass man doch so viel Seillänge tagsüber gar nicht gesehen habe. Darüber dass etwas nicht stimmen könne. Dieser jemand würde dann schallend loslachen und sich dabei sachte etwas Wein auf seinen Oberschenkel schütten, es aber vor lauter Vergnügen nicht

Das konnte wir uns wirklich gut vorstellen, auch, dass wir uns ziemlich verärgert mit zunehmendem Warten echauffierten, denn unsere Geduld war für eine Fahrt durch die Nacht nicht gemacht. Es ging doch auch so schon los damit. Kein Anhaltspunkt wollte sich einstellen. Nur ein Stehen im Dunklen, vielleicht ein Fahren, aber vielleicht auch nicht. Noch konnte man wegen der Dunkelheit und weil man sich ja unterhalb des ersten Scheitelpunkts befand, nicht die Spur einer Bergstation sehen. Einer Station, die es vielleicht auch nicht gab, die es nie gegeben hatte. Die ganze Seilbahn war sicher nur ein Scherz oder eine unendliche Beruhigungsmaschine für die, die glaubten, man müsse regelmässig einmal im Jahr zum Dorf und den eigenen Grosseltern hinaufschauen können. Es gab sicher nicht einmal ein wirkliches Seil an der Bahn. Die Mühe hatte man sich gar nicht gemacht, das bildeten wir uns alle nur seit einem nachlässigen Blick an diesem Nachmittag ein. Und unvorsichtig waren wir in die Bahn gestiegen, ohne uns zu versichern.

Etwas von einer Unruhe machte sich in allen von uns breit, wir mussten alle in etwa das Gleiche gedacht haben, wie wir so weiter ins Dunkle starrten. Gerade noch rechtzeitig, bevor einer von uns die Notglocke betätigte und so etwas wie "sehr witzig, jetzt steigen wir aber aus" in die Gegensprechanlage hineinbrüllen konnte, schrie der Erste "die Kirche oben ist beleuchtet" auf. Und wir näherten uns

dem Crème brûlée farbigen Turm. Es ging also doch voran. Das da vorne musste die Bergstation sein. Weit weg von uns noch. Wir standen aufrecht und in eine Richtung blickend in der beleuchteten Gondel. Um uns herum war eine Dunkelheit. Weiter drüben: ein Mann mit Wein.

30

Nebel

Wir waren in den Nebel hineingefahren. Mit der Bahn am Kreuzeck, dann weiter im Nebel in Richtung Osterfeldkopf. Eine Stunde, wenn man zügig und bei guter Sicht geht, aber davor bogen wir an diesem Tag ab, in Richtung der Schöngänge. Dann weiter den Weg hinan, bis fast an den Klettersteig und links davon weg, denn wir wollten im Nebel nicht klettern. Wir wollten auf den Sattel und dann weiter auf die Alpspitze, über den Nebel. Da war so eine milchige Schicht zwischen uns und dem Gipfel, die galt es schnell zu durchsteigen. Dann würden wir den Nebel weit unter uns lassen. Wir schritten also voran, verloren uns nach 30 Minuten im Weg zwischen den Latschen, verpassten die Führung des Pfades und landeten in einem gefühlten Aufstieg. Der Nebel verschluckte schon nach wenigen Metern vor uns die Bergwiese, wir liefen trotzdem voran und hinauf, bis wir nicht mehr wussten, wo wir waren, nur dass wir nirgendwo bergab liefen. Es war kein Geräusch zu hören, selbst der Wind wurde von etwas Unklarem geschluckt und kam nicht mehr daraus zurück. Nass legte sich etwas auf unser Gesicht. Nicht ein Laut, wir begannen ab und an etwas am Hang abzurutschen, und wir

schritten vorsichtiger voran. Da, weiter vorne, kamen Schatten auf uns zu und lösten sich aus der unsichtbaren Umgebung. Gamsen, die ohne einen Laut, ohne uns anzuschauen vorbei schritten und gen Tal zu laufen schienen, wir waren in eine Herde geraten und wurden nicht beachtet, kannten nicht den Weg, sahen nichts ausser einer Leere, aus der die Tiere kamen und vorbei an uns weiter gingen.

Es war nicht so sehr ihr Auftauchen, als vielmehr die Art uns vollkommen zu ignorieren. So als wären wir ganz selbstverständlich hier und würden uns täglich kurz vor dem Abgrund verlaufen oder an den Felswänden herumlungern. Fast schienen wir sie zu langweilen, zumindest signalisieren sie uns deutlich, dass wir keine Gefahr für sie darstellten. So als wüssten sie, dass ein weiterer Schritt sie zurück in den schützenden Nebel führen würde, und dass wir vollkommen andere Probleme hatten als Frischfleisch jagen zu wollen. Auf der anderen Seite schienen sie uns nicht einmal beiseite stossen zu wollen, sie flossen als Herde einfach an uns vorbei und berührten uns so wenig wie das ein Fischschwarm unter Wasser tut. Auch genauso geräuschlos. Als die Tiere, vielleicht 30 oder 40 Stück, an uns vorbei gelaufen waren und wir nach einer Pause des Erstaunens wieder ganz alleine vor uns hin tappten, wussten wir, so geht das nicht. Wir mussten von hier aus zurück, vielleicht den Tieren folgen, aber auf jeden Fall

Es war hier nach ihrem Auftreten zu leise, das konnte man verstehen. Deshalb konnte es auch nur eine Art der Reaktion darauf geben, Abstieg. Es ging wieder ins Tal, der Gipfel existierte an diesem Tag nicht für uns, es gab ihn vermutlich hinter dem Nebel gar nicht mehr. Immerhin hatte er uns am Leben gelassen.

Die Kommode der Kaiserin

Als Zofe der Kaiserin habe ich es gut. Ihre apostolische Durchlaucht weilen, wenn nicht in Wien oder auf Reisen, mit dem Gatten einmal jährlich hier. Und ich begleite das kaiserliche Ehepaar zur Kur. Die Radonquellen wegen. Das gute Wasser, direkt vor dem Kaiserhof. Wie wohltuend das sein soll, sagt ihre apostolische Durchlaucht, seine Hoheit Kaiser Franz Josef I immer. Und man habe hier ganz entspannt Zeit für die schönen ruhigen Staatsgeschäfte. Kein Wunder, denn auch seine Durchlaucht König Wilhelm I von Preussen beehrte uns mit seiner Anwesenheit des Sommers. Seit Jahren. Der Sommer an den Heilquellen ist wunderbar. Ich freue mich das ganze Jahr darauf. Schon jetzt ihm Herbst auf den im nächsten Jahr.

Untergebracht bin ich im Hause ein wenig den Weg hinauf. Natürlich nicht ganz so prächtig, aber der Blick ins Tal ist auch hier fabelhaft von meinem Dachzimmer, nur wenige Schritte vom Kaiserhof entfernt. An manchen Jahren habe ich einen ganzen Nachmittag nur für mich. Seine kaiserliche Durchlaucht gibt mir dann frei, es ist ein nobler Zug von ihrer

kaiserlichen Durchlaucht, unserer Kaiserin Elisabeth. Sie sorgt sich um uns Zofen, wofür wir ihr sehr dankbar sind.

Vor ein paar Jahren hatte ich zudem das Glück, den Kammerdiener von König Wilhelm I von Preussen hier in Hause ebenda kennenzulernen. Es muss 1885 gewesen sein. Ja, es war 1885. Ein sehr sympathischer Mann, und bei all der Etikette, die es natürlich zu wahren gilt, kamen wir auch an einem dieser Nachmittage hier ins Gespräch. Auch er bezog in diesen Sommertagen stets ein Zimmer in den oberen Stockwerken des Hauses. Man grenzte sich nicht allzu sehr an. Und man war sich gleich sehr zugetan, wenn man an diesem Nachmittag, während die kaiserlichen Paare auch ohne unsere Hilfe umsorgt waren, einen herrlichen Nachmittagstee lang in unverfängliche Plauderei geriet. Über dieses und jenes natürlich. Eine Episode - in vollster Diskretion - konnte zur anderen finden und sich mit allerlei Lachen erzählen lassen. So stark schienen sich die Herrscherhäuser dann doch nicht zu unterscheiden. Jedenfalls, wenn es um unser beider Arbeit ging. Aber wie gesagt, man hielt sich zurück. Staatsgeheimnisse würden ihren Weg so nicht ausser Landes finden. Es war ja nur ein von Jahr zu Jahr mehr herbeigesehnter Nachmittagstee vor dem Hause, mehr nicht. Bis zu dieser einen Gewitternacht in diesem Jahr. Man traf sich auf dem Gang. Karl, so heisst der Kammerdiener seiner Durchlaucht des preussischen Kaisers Wilhelm I, war sehr besorgt, mich dort zitternd

Weil ich mich offensichtlich fürchtete ob der Blitze und all der Donner. Und ehe ich es noch bejahen oder ablehnen konnte, spürte ich seine fürsorgliche Hand. Die mich taumeln, mich vergessen liess wer wir waren, was uns zustand und was sich ziemt. Auf dem Gang könne man nicht bleiben. Er ging zu seiner Türe, ich bei ihm. Draussen stand der Himmel in einem ständigen Blitzen und Grollen, umschloss uns in seinem Lodern. Zärtlich bei all dem Getöse. Unvergesslich. Ich entschlich Karl erst des morgens. In die Sicherheit meines Schlafs. In die eigenen Räume.

Während der nächsten Tage wagten sich unsere Blicke kaum zu kreuzen. Niedergeschlagen die Augen war mir doch danach, ihn zu suchen und die seinen auf mir ruhend zu wissen. Aber da war kaum etwas zu spüren.

Fast schien mir das alles wie ein Traum, eine merkwürdige Begebenheit, die einem Gewitter und der Fantasie meiner Wünsche entsprungen zu sein schien. Bis ich die übernächste Nacht eines unter der Türe durchgeschobenen Kassibers gewahr wurde, der in wohl seiner Handschrift die wundervollsten Zeilen enthielt. Solch wundervoller Art, das ich diese immer noch in einem Umschlag bei mir weiss. Die ich noch geweckt vom Halbschlaf Wort für Wort wiedergeben könnte. Darin bat er mich, ihm doch zu schreiben. Auch ihm mein Herz zu öffnen. Wie gerne hätte

ich vor ihm mein Ja ausgesprochen. Aber dazu war dieser Nachmittag schon vor Tagen gewesen, das Jahr neigte sich in seinem Kuraufenthalte dem Ende zu. So blieb mir nur ein im Vorbeigehen gehauchtes Ja, das er, so hoffte ich, verstand. Dann näherte sich uns allen die Abreise. Die Diener machten sich bereits zu schaffen, meine Kommode für den Weg in die Hofburg zurück wieder aus dem Dachzimmer zu schaffen. Auch sein Sach stand wohl bereit, wir hatten nicht einmal die Gelegenheit für ein Lebewohl und die Versicherung, dass man sich im nächsten Jahr wieder sehen werde. Die Abreise. Wien, Der Herbst in der Hofburg begann.

Das ganze Jahr über entsprangen meiner Feder so liebliche Brieflein als möglich. In der Ruhe meiner Kammer verfasst und alle sorgsam am Grunde meiner Kommode abgelegt. Viele Zeilen der Sehnsucht und der Vorfreude auf den einen Nachmittag mit Tee. Und Ausdrücke der Hoffnung auf ein Gewitter oder zumindest Regen in der Nacht darauf. Ich zehrte von den noch frischen Bildern in mir und glaubte mich daran zu erinnern, dass auch Karl, der Liebe, solche Briefe schreiben wollte, mir deshalb vielleicht mein Plan gelingen könnte, den ich mir für das kommende Jahr zurecht gelegt hatte.

Es näherte sich der Sommer und die Brust wollte sich mir einschnüren vor Freude auf diesen einen Tag, auf Karl, auf

Und gleichzeitig in Bedrückung darüber, ob ich nicht auf die Launen eines heimtückischen Kammerdieners hereingefallen sein könnte. Ich hasste mich dafür, aber eine leise, hinterhältige Stimme war mir nicht ganz aus dem Sinn zu kriegen. Die Wochen über den Winter und in den Frühling hinein vergingen qualvoll langsam und voller Unsicherheit. Freude schimmerte immer in mir auf und musste doch sorgsam in mir verschlossen bleiben. Sollte seine kaiserliche Durchlaucht, seine wohlgnädigste Kaiserin Elisabeth I merkwürdig berührt von starkem Entzücken ihrer Zofe über die Reise nach Bad Gastein enerviert werden, waren die Konsequenzen nicht auszudenken.

Aber ich kann Geheimnisse wahren. Mir sah man nicht an, dass ich die Stunden zählte. Und auch als man im Jahr darauf schon den Wasserfall von weitem fast sehen konnte, die Zugstation Lend mit dem frenetischen Hallo der hiesigen Bevölkerung erreicht wurde, schien ich gleichsam unempfindlich aus dem Wagon zu steigen und den Dienern Anweisung zu geben, meine Kommode mit all den sorgsam geschriebenen Zeilen, die noch sorgsamer versteckt im Seitenfach warteten, in die Villa Mühlberger zu schaffen.

Ich sah Karl zwei Tage darauf im Kaiserhof, unser beider Blicke senkten sich und wir huschten aneinander vorbei, warteten ungeduldig auf unseren Nachmittag. Ich konnte schon Nächte davor kein Auge mehr zu bekommen. Und

tatsächlich übertrafen die Gefühle in mir in diesen wenigen Stunden alles, was ich mir vorher hätte vorstellen können. Der Tee mit ihm an diesem Sonnentage war unbeschreiblich. Glück umstrahlte uns, aber die Umsitzenden konnten wohl nichts davon auch nur ahnen. Wir ergingen uns natürlich nur in Andeutungen über unsere Möbel. Karl meinte, dass man wohl immer gerne mit der eigenen Kommode anreise. Ich bejahte.

Es sei einfach schicklicher. Auch wenn das Holz durch den Transport leide. Dem konnte er nur zupflichten. Man müsse schon hin und wieder die Kommode auswechseln, aber das sei an sich ja kein Problem, so sei es nun einmal auf Reisen. Ich nickte freudig.

Es war ein regenfreier Abend, und mir schien es traurigerweise fast schon besser, frühzeitig ins Bett zu gehen, da für den nächsten Morgen eine Ausfahrt mit einer kleinen Bergwanderung ganz hinten im Tale angesetzt war. Ich hatte mehrmals den Weg über den Gang der Etage gewagt, immer unter sorgsam gewählten Vorwänden, aber nie war er auch nur im Entferntesten anzutreffen. Ich setzte mich erschöpft auf den Bettrand und zog mir trotz der lauen Sommernacht einen Schal über. Als es klopfte.

Drei Diener standen in meiner Türe und baten untertänigst um Verzeihung, aber ein Herr hatte sie gebeten, dieses neue Möbel noch heute anzuliefern und das alte abzuholen.

Ich verstand, ich dankte kühl und doch innerlich jubilierend, ich empfing eine nagelneue Kommode, ich liess die Diener vor der Türe warten und schichtete die eigene Wäsche um, leerte die meinige und liess sie - nicht ohne grosszügiges Trinkgeld - von den Dienern und mit einem Brieflein voll des warmherzigen Dankes an den Spender wegtransportieren. Wegen des „P.S.“ des Briefleins fiel es mir vorwitzig noch ein zu unterstreichen, dass man den Dingen immer auf den Grund gehen solle. Selbst ein Möbel habe das verdient.

Ich versiegelte den Umschlag. Unerhört, was sich hier als Weg aufmachte. Und ich wartete mit klingendem Herzen, bis es mir sicher genug schien, vor dem Einschichten meiner Wäsche doch genauer die Schubladen abzuklopfen und zu inspizieren. Tatsächlich, und hier wollte mein Herz schier zerspringen, schien mir eine der Laden zu wenig tief für den äusseren Anschein. und wenn man gegen den Boden klopfte, dann klang es ungewöhnlich an den fragenden Handknöcheln. Ich fand einen Weg, das Holz vorsichtig anzuheben und entdeckte eine Kladde. Sie war auf dem Titelblatt mit meinem Namen beschrieben. Sie war für mich. Für mich. Von Karl.

Nichts liessen wir uns am Tag darauf während der Ausfahrt der durchlachtigsten Excellenzen anmerken, nicht ein Augen-aufschlag ging in seine Richtung, nur ein kurzes Nicken konnte ich zum Abschied sehen. Und doch war ich

mir sicher, dass auch Karl alle meine Briefe in nun seiner Kommode wie als eine Kammer zu meinem Herzen gefunden und vielleicht schon gelesen hatte. Unser Glück war unendlich, so schien es mir.

Das ganze folgende Jahr war gefüllt mit sorgsamem Lesen seiner lieben Zeilen. Nur wenige pro Woche gönnte ich mir, antwortete darauf mit all meiner Inbrunst und all meiner Liebe so inniglich, dass ich mir sicher sein konnte, ihm auch im Jahr darauf meine ganze Inniglichkeit seitenweise zu schenken. Ich verbrachte schlaflose Nächte und frug mich, ob ich den Tausch der Kommoden im nächsten Jahr veranlassen könnte, wie es mir möglich wäre, unauffällig auch dann unsere Möbel zu tauschen, ohne jemanden Dritten darüber ins Bild zu setzen. Die undenkbarsten Winkelzüge und Pläne hatte ich mir zurecht gelegt. Und doch war ich mir sicher, dass es ihm zur Not auch gelingen würde eine erneute Ausrede zu finden, uns ins Austausch zu bringen.

Und dann kam es 1887 zu diesem entsetzlichen März, an dem der geliebte Sohn des kaiserlichen Paares, seine Hoheit Rudolf von österreich-Ungarn sich aus Verzweiflung das Leben nahm. An dem ihre kaiserliche, apostolische Durchlaucht und unsere geliebte Kaiserin Elisabeth, sich dazu entschieden, die Reise nach Bad Gastein abzusagen und an diesem einen Trauerjahr nicht in den Bädern zu

Die Kaiserin schien ja das Jahr darauf wieder in Bad Gastein sein wollen, nur war es wirklich nicht angemessen, sich im Sommer im Salzburger Land zu vergnügen, während der eigene Sohn kaum zu Grabe getragen ward. Das verstand ich nur zu gut, das gehörte sich nicht. Es blieb mir nur übrig, weiter zu warten, darauf zu hoffen, dass Karl sicher verstehen und unser Fernbleiben nicht im Mindesten mit mir verbinden würde. Ein weiteres Jahr und nur umso leidenschaftlicher, ergoss ich mich in meinem Briefen an ihn, an den, der mir so tief ins Herz gewachsen schien. Immer wieder stelle ich mir vor, wie 1888, in einem Jahr mit einer so ebenmässigen Ansicht seiner Ziffern, alles in einen glücklichen Sommer und ein Wiedersehen mit ihm einmünden würde. Mir war ganz schwindelig zumute bei der Aussicht, meine Zeilen übermitteln zu können, die seinigen ganz nah an meinem Herzen zu wissen, IHN wieder zu sehen, um diesen einen Nachmittag des Glücks zu wissen und auf eine Nacht vielleicht gar hoffen zu können.

Wieder kam der März auf uns zu, noch waren es vier lange Monate bis Bad Gastein und zu unserem Wiedersehensglück. Da mehrten sich die ersten Gerüchte. Um Wilhelm I, seinen Exzellenz und König von Preussen. Man gab am Abend des fünften März bekannt, dass sich seine Durchlaucht, in einem beklagenswerten gesundheitlichen Zustande befinde, ja, er vielleicht alle

seine Reisen absagen müsse. Und zwei Tage darauf erreichte uns je entsetzliche Nachricht von seinem Tode.

Ich sass an unserem Nachmittag einsam in meinem Zimmer, sah auf mein so angefülltes Reisemöbel, liess es nicht aus meinen Augen. Weinte. Sah es immer wieder an. Ich liess in der Woche darauf ein neues Möbel kommen, meines sei an den Schubladen zerschlissen, ich zahlte einen hohen Preis für ein gutes, neues Stück, fuhr später im Sommer mit dem neuen nach Wien, wo ich alle meine Briefe im Herbst verbrannte.

Im Sommer darauf war die Kommode verschwunden, in einen anderen Teil des Hauses gebracht. Karl hatte wohl seine Stellung aufgegeben. An meinem freien Nachmittag bin ich in späteren Jahren einmal die Promenade wohl ein Dutzend mal auf und ab gelaufen. In Begleitung einer Zofe. Allein.

Am Seil

Es ist eine Zukunft angebrochen. Heute schon. Aber heute klingt sie noch merkwürdig, fast so als könnte man sie als Frottage auf den Seiten eines Buchs auf beliebig viele Geschichten einprägen.

Reto der Projektor

An diesem Morgen liegt Nebel über dem Tal. das ist für Reto eine Katastrophe. Der ganze Tag und die ganze Nacht könnten ein ziemliches Minusgeschäft für ihn werden. So sieht keiner seine Arbeit, so wird das nichts. Reto ist Projektor, der einzige im Tal, er bespielt alle Flächen, die die Gemeinde ausgeschrieben hat. Er hat sich sein Geschäft gesichert. Weil er früh dran war damit, als man noch mit extra starken Beamern auf die Nordwand projizierte.

Das waren noch Zeiten, billig und einfach war das alles. Ein Schriftzug wie „Trink FRISCH“ von 23:00 Uhr bis 3:00 Uhr brachte alleine schon ordentlich Umsatz. Damals war das vor allem ein Business aus den alten Zeiten. Eines, das auch mit den Touristen im Tal zu tun hatte. Heute ist das

alles anders, es gibt hier keine Touristen mehr, es gibt nur noch die Einwohner. Flüchtlinge mit eingerechnet. Man kommt immerhin gut durch mit Standardwerbungen, denn auch die sind ein Markt. Man hat für alle Essen, Wohnung, Wasser und genügend Energie. Die, die überlebt haben und sich neu einrichten. Die sind jetzt die Zielgruppen. Werbung für Hinterbliebene. Jede Nacht lässt Reto jetzt neue Slogans aufleuchten.

"Heute ein Flachländer"

"Ertön - Spült weich wie ein Laubwald an der Flussmündung."

"Seilbahn - Freiheit im Fahren"

"Donauschleife, so süß und Schoko"

Solche hirnlosen Slogans haben aber Verkaufserfolg, es sind die einfachen Sätze. Weil sie ein wenig davon zurückbringen, was jeder verloren hat. Sie erinnern an eine Kindheit in Städten. An das, was man sich noch davon erzählt. Die Dauerberieselung hat Methode und generiert wieder Märkte, die man so dringend braucht. Aber heute ist Nebel, das ist nicht gut für das Geschäft. Reto hat seit drei Wochen die neue Technik im Einsatz. "Projektor" kann auch ganze Tagesprojektionen leisten. In 3D. Städte oder das Meer projiziert er auf die grünen Matten damit. Weiter oben und weg vom immer wieder gefluteten Tal. Für die schon wieder Reichen, dort ist das neue Geld.

Und von dort muss es sich rentieren, denn Projektion ist nicht billig. So aber sehen sie, wenn sie aus ihren Höhlenbungalows auf 2100 Metern Höhe schauen, wieder das Meer vor sich branden. Oder Wien. Mit dem Praterad. Und Autos fahren auf den Strassen. Wie früher. Und dann laufen sie sich in ihr altes Leben zurück, duschen mit diesem widerlichen Gel und glauben, sie das Meer schon riechen können. Oder sie fressen sich mit Ersatzschokolade voll und hören Walzer dazu.

Sogar eine Soundkulisse kann Reto auf Anfrage liefern. und verschiedene Jahreszeiten. Auch Wetter. nur hineingehen kann man in die Gebilde nicht. Aber: heute ist Nebel, die Show fällt aus. Das ist nicht gut für das Geschäft. Reto wird eine Sondergenehmigung brauchen und die Nachtprojektion wieder anwerfen müssen, um die Verluste durch das Wetter wieder auszugleichen.

Die Lieferdrohnen schwirren ihm manchmal durch das Bild, machen Dinge, die sie nicht machen sollten. Denn sie tauchen einfach im Stephansdom ein und verschwinden dann um die Ecke. Oder sie donnern durch das Riesenrad im Prater, ohne auch nur Schaden anzurichten. Kein Krach und keine herunter fallenden Teile. Es ist zum Verzweifeln für Reto. Aber was soll er machen? Er kann ja schlecht den Lieferverkehr verbieten. Nur so kommen die Lebensmittel an die Wohnungen der Mittelreichen und die Seilbahnen der

oberen Zehntausend. Es gibt keine Strassen mehr. Alles schwebt durch die Luft. Alles findet so viel besser seinen Weg.

Winterschlaf als Strafe

In den riesigen Kavernen aus den Weltkriegen 1, 2 und 3 haben nicht nur die Produktionsfelder der speziellen Sojazüchtungen Platz, die man auch im Dunklen halten kann. Sie dienen auch als Zellen für den Zwangswinterschlaf, der jetzt für alle Bürger der Stufen I bis IV eingeführt wurde. Nur Wachpersonal und die Staatsführung bleibt in den Monaten Dezember bis März wach, sorgt für die unterbrochslose Funktion der Systeme und dafür, dass danach alle wieder geweckt werden. Fast alle. Die zum Tode durch Schlaf Verurteilten bleiben liegen, bis sie sterben.

Das spart Ressourcen, so reichen die Nahrungsmittel nun wieder, der Energiehaushalt für Schläfer liegt weit unter dem für Hungernde in den Strassen. Proteste vor allem von Seiten der katholischen Kirche waren immens. Und die Spielzeugindustrie sah ihr Weihnachtsgeschäft einbrechen. Aber der heilige Abend findet jetzt im November statt, vor dem grossen Schlaf, er leitet ihn ein. So sind alle zufrieden. Niemand wehrt sich gegen den Verlust der halben Lebenszeit. Man schläft ja nur. Eine Droge im Käse, das

Oder sich selbst. Das passiert im Laufe des Jahres und reichert sich an. Man erreicht im Winter gerade noch die Schlafstellen. Oder man erfriert auf dem Weg dort hin. Wer trotzdem beim ersten Schneefall auf einem der Talwege zu sehen ist oder sonst noch entdeckt werden kann, wird zwangseingeschlüpfert und wacht dann vermutlich zu spät wieder auf. Damit ist nicht zu spassen.

Strafregister für Alpenbewohner

Talschaft

- Mundraub: Ausschaltung Flachland
- Körperverletzung untereinander: Entzug Wasserrecht 2-x Tage
- Körperverletzung Dienstleister: Arbeit in den Plantagenstollen
- Körperverletzung Gipfelklasse: Winterschlaf des Todes
- Aufruhr: Winterschlaf des Todes Dienstleister Berg
- Diebstahl: Arbeit in Plantagenstollen
- Körperverletzung Talschaft: Verwarnung
- Körperverletzung Gipfelklasse: Winterschlaf des Todes
- Aufruhr: Degradierung Talschaft

Gipfelklasse

- Körperverletzung Niedere: Gespräch
- Körperverletzung untereinander: Degradierung Talschaft

- Unterschlagung: Entzug der Seilbahnlizenz

Wie es sich als Gipfelklasse lebt

Die oberen Zehntausend entkommen den kontaminierten Tälern auf eine sehr elegante und einfache Weise. Sie haben nicht mehr Kontakt mit dem Boden, der eben doch auch hier inzwischen nicht mehr ungefährlich ist. Man kann in den Kavernen Lebensmittel züchten und die Schadstoffe daraus entfernt halten. Man kann dieses Essen mit Drohnen liefern. Aber leben müssen die Menschen doch in den Tälern. Wenn sie nicht zu den Reichen gehören. Denn dort hat man eine andere Methode gefunden, um der Vergiftung zu entgehen. Man lebt in Seilbahnen.

Man ist immer unterwegs. Zwischen den Gipfeln. In den Kabinen, die sogar Windstärken um die 12 abfedern. Zweistöckig, bis zu 10 Zimmer gross und 50 Seillängen pro Stunde schnell. Ab und zu bleiben zwei nebeneinander stehen, oder eine Gruppenbahn kommt vorbei, für ein Fest. Aber ansonsten schweben die Familien durch den Tag. Von Gipfel zu Gipfel. Je weniger Kontakt man mit den Umlenkungsstationen hat, desto besser. Auf den kontaminierten Boden wird man keinen einzigen Fussabdruck mehr setzen, die Gipfelstationen sind nur dazu da, Die nächste Trasse zu erreichen.

Wenn die Flut kommt im Tal

Immer wieder trifft es die Armen in den Tälern. Der Südwind treibt das wieder gestiegene Wasser des Meeres über den Gardasee hinweg und die anderen Südeinschnitte. Die Salzwasserwiesen kurz vor Locarno werden wieder nur für die Schafe nutzbar sein. Bianca ist Landungen, alle in den Erdgeschossen werden wieder ihr Hab und Gut verlieren. Aber die Wachen lassen die Armen Teufen nicht über die Pässe. Es gilt: jeder bleibt, wo er am 31.12.2064 war. Nur die Reichen haben Ausnahmegenehmigungen. Ihre Seilbahnen sind neueren Datums.

Religiöse auf der Alp

Ein Hochtal haben sie frei gehalten. Für die Messen, wie sie es nennen. Dreissig Kirchen, wie sie es nennen, dürfen an den Frühlings- und Sommer-Sonntagen im Jahr dort oben ihre Riten zelebrieren. Verboten sind allerdings Steinigungen, Blutopfer oder das Verbrennen von Lästerern. Ansonsten sind vor allem die Church of Flagelants und die Zungenschlucker durchaus frei in der Art, wie sie das Erhabene anbeten. Sie dürfen auch nicht gegeneinander agieren. Und schon alleine, um das zu verhindern, bleibt der Sonntag für je eine der Kirchen exklusiv. Sollte eine andere stören, sollte sie von den ausgezeichneten Wegen wegtreten und frei in die Matten wandern, sollte sie heilige

Schriften an den Felsen hinterlassen, verliert sie in Folgejahr ihren Sonntag. Keine der Kirchen hat das bisher eingehen wollen. Was aber genau dort oben geschieht, das wissen nur die Kirchen selbst. Und sie werden sich hüten, es den anderen zu erzählen. Schon so ist das Leben schwierig geworden. Alle wissen, dass sie sterben werden, wenn sie noch lange auf dem vergifteten Boden herum leben. Aber sie kommen nicht in die Seilbahnen, die sind zu gut bewacht.

Skiferien für Narzisten

Es gibt sie noch, die Skiferien. In Zermatt, ganz nah am Kleinen Matterhorn. Aber nur für die wenigen. Natürlich. Ein gewisser Aufwand an finanziellen Mitteln ist dazu notwendig. Sicher. Aber dafür ist die Abfahrt exklusiv und zusammen mit den angestellten Claqueuren ein Spass. Zwei Wochen am Stück ist das bedenkenlos. Für die Gäste, die Claqueure verdienen sich ein gefährliches Brot. Diskret aber sehr angenehm jubelt es einem bei jedem gelungenen Schwung zu, Selbst ein Stemmbogen ruft Bewunderung hervor. Der Jubel kennt keine Grenzen, wenn an der kleinen Schanze vor der Talstation auf 2800 Metern noch ein kleiner "Jucker" gewagt wird. Danach geht es zum Skiing Lunch in die Austernbar. Die Meerestiere kommen frisch von der Küste vor Biasca. Exklusiv. Nur 100 Gäste dürfen jedes Jahr aus ihren Seilbahnen in Zermatt absteigen, aber sie lassen fast

Und von ihnen können 20 Gastronomen, 546 Pistenabgestellte und diplomierte Jubler leben.

Mama, die Pizza-Drohne ist da

Ein Piepsignal kündigt die Drohne an. Papa hat eine Pizza zur Feier des Tages bestellt, und die Drohne kann heute anfliegen, es herrscht auf 2433 Metern nur wenig Wind. Luigis Pizza verspricht, die Pizza-Geschmack Beutel in 19 Minuten ab der Bestellung zu liefern, oder es kommt noch eine Salat Tablette gratis dazu. Aber die Drohne fliegt auch sofort weiter, wenn sie nicht innerhalb von 3 Minuten in Empfang genommen wird. Deshalb hastet die Tochter zur Andockschleuse, sie greift ins Leere und fällt kreischend ins Leere. Ein Witz vom Nachbars-jungen. Für sie endet er tödlich. Der Junge wird das mit dem Winterschlaf des Todes bezahlen.

Drugs

Es gibt kaum noch Weintrauben (nur im Wallis keltert man noch auf hohen Lagen), es gibt keinen Hopfen. Keine Gerste, keinen Weizen. Berauscht werden kann man noch leicht, aber dann nur mit den Bränden diverser Alpenwurzeln. Oder man bekommt eine Lieferung mit Pilzen aus den Stollen. Nicht alle sind für das Essen da. Vergessen wollen alle, die nicht in den Seilbahnen schweben. Das

Leben ist auch abseits des Winterschlafes nur in einer müden Mattigkeit zu ertragen.

Urvertrauen

Hermann lief zuerst am Wald entlang, dann hinein. Er sah nur den nächsten Baum. Ein Stamm um den anderen. Sie waren mit dem Wagen am Nachmittag angekommen. Sie liefen anhand einer Karte den Berg hinauf. Das dachten sie zumindest. Denn in diesem Nebel gab es kein oben und unten. Aber es ist doch gut so, dachte sich Hermann schon sehr bald. Ein Schritt um den anderen. Und danach noch einen Schritt. Ein Atmen und ausatmen. Die Landschaft um ihn herum versank nach fünf Schritten in einem Weiss, das alles übermalte. Was vor der Abfahrt noch wichtig gewesen sein konnte, war es jetzt nicht. Und jetzt lief er mit den anderen und schwieg in den Nebel hinein. Es fühlte sich weich an. Es schien schon immer da, nur Hermann und die anderen schienen so weit gekommen. Es sollte, so sagt die Karte, um sie herum Berge geben. Aber das konnten sie in diesem Moment nicht wirklich sehen. Sie vertrauten einfach der Karte. Sowie sie allem vertrauten. Das Drehen eines Zündschlüssels startet den Motor. Die Räder halten an den Achsen, auch wenn die Geschwindigkeiten hoch sind und die Kurven sie in langen Fahrstunden zur Seite neigten. Und als sie an der Pension

angekommen waren, dann funktionierte die Reservierung. Man erwartete sie. Und als sie das warme Wasser aufdrehen, dann strömte ein heisser Strahl aus dem Duschkopf. Und als sie das Haus verliessen und sich dann links nach dem Berg wandten, dann kam nach 500 Metern ein bemalter Felsen mit einer Zehn auf sie zu und nahm sie mit auf den Berg hinauf. Auch wenn sie den Weg nicht weit sehen konnten, die wiederkehrenden Zeichen waren doch nicht zu übersehen. Das alles funktionierte. Alles funktioniert in den Bergen, so wie man es erwartet. Es gibt eine Erhebung, darauf gibt es ein Kreuz, das ist dann der Gipfel. Danach geht es wieder bergab, was vorher im Schweiss und mit schwerem Atem zu bewältigen gewesen war. Zu einem anderen Tal oder zum gleichen zurück. Und wenn sie der Karte folgten und sich nur an der Zehn entlang orientierten, dann würde auf der anderen Seite in eineinhalb Stunden ein neuer Anstieg auftauchen. Aus dem Nebel. Und wenn sie dort sich auf der Höhe der Talsohle in den Gastraum begäben, dann würde dort schon eine Menükarte auf sie warten. Und es würde nach der Bestellung schon nach wenigen Minuten mindestens ein Getränk auf dem Tisch zu stehen kommen. Jemand heizte schon morgens den Ofen an. Und nun wartet er auf seine Gäste. Und diese Gäste wählen aus, es steht kaum ein paar Augenblicke später das warme Essen auf dem Tisch. Sie werden dies mit einer Karte bezahlen, denn die Bank wird dann den entsprechenden Betrag auf das Konto des Wirts

Und der Nebel deckt alles zu, aber das ist nicht schlimm. Denn alles findet einfach statt, so wie wir es erwarten.

Hermann ging strammen Schrittes den Weg entlang. Er wusste, dass die Berge einfach da sein würden, auch wenn sie jetzt niemand sehen konnte. Nie sind die Berge an einem anderen Platz. Sie tauchen einfach immer dann auf dem Nebel aus, wenn sie wieder zu sehen sein sollen. Aber sie stehen nie an einem anderen Ort. So hat alles seinen Platz: die Gasthäuser, die Karten aus Plastik, das Auto, das immer noch an der Talstation stand. Nie fehlt etwas. Wie schön.

Wenn du einen Moment zweifelst an alledem, so dachte Hermann bei sich und hielt kurz ein. Aber da war dieser Gedanke bereits wieder im Nebel verschwunden. Hermann konnte nicht daran glauben, dass er nicht vertrauen sollte. Er ging in die Berge, um genau dort alles zu finden, was auch in den Karten stand. Deshalb war er hier. Wenn die Berge in überraschten, auch nur einmal, dann würde er sie meiden im Zukunft.

Da mochte es zuweilen Unwetter geben, aber auch die stehen in Wettervorhersagen. Unten mag einmal ein schlechtes Essen auf ihn warten, aber das konnte er vorher schon im Internet nachlesen. Die Berge sind nicht dazu da, Hermann zu überraschen. Die Berge sind dazu da,

Hermann immer wieder das zu geben, was er sonst nicht verlässlich finden würde. Deshalb dürfen sie hier stehen. Deshalb sind sie hier. Wären sie einfach weg, würden Hermann verzweifeln.

Der Nebel ist wie eine Frau, die sich ziert und doch dahinschmelzen will. Denn dahinter findet das statt, was alle doch erwarten. Auch wenn das Hermann und die anderen jetzt nicht sehen konnten. Der Nebel ist wie ein Schleier, der am Schluss immer fallen muss. Er hat nicht wirklich eine Funktion ausser der, doch zu vergehen und dann endlich das freizugeben, was sein muss.

Das Auto, der Parkplatz, der eine Weg, die Markierungen, das Gasthaus, das Essen, die Bezahlung, der Abstieg. Es hier viel zu wenig, das Unsicherheit geben könnte. Was ist da schon Nebel.

Guidebook für Arkadien

Was tun, wenn das Staatsoberhaupt eines Landes richtig ausspannen muss und bisher kein geeignetes Objekt zur Verfügung steht. Ein Sommersitz muss her, der abseits von allen Städten am besten in einem einsamen Bergtal angelegt werden sollte. Leicht erhöht vielleicht, der Aussicht und der Bedeutung wegen. Zweck dieser Skizze ist eine erste Orientierung über notwendige Massnahmen zur Erstellung und Aufrechterhaltung eines solchen Sommersitzes für Alleinregierende. Die folgenden Ausführungen verstehen sich als grundsätzliche Anmerkungen, die weiterer Verfeinerung in der Durchführung bedürfen.

1. Areal

Das ganze Areal besteht aus einem an mindestens drei Seiten abgeschlossenen und von aussen nicht gut einsehbaren Bergkessel. Auf eine angemessene Bewachung des Kessels, die unbemerkt vom Alleinregierenden (im weiteren Verlauf "A." genannt) stattfinden kann, soll hier hingewiesen werden. Die randstelligen Bergketten sollen dabei nicht über 3000 Meter

über den Meeresspiegel reichen, um keine allzu extremen Eindrücke oder gar Wetterumbrüche zu erhalten. Zur weiteren Ausstattung gehören ein tiefblauer Bergsee, dessen Abschluss oder wahlweise auch der Ausläufer eines Gletschers, dessen zweiter Arm in einem Seitental verschwindet. Von Vorteil ist mit Sicherheit ein kleines Bergdorf rechterhand. Es kann sich dabei auch um die Ansammlung von ein bis zwei Weilern handeln. Weniger wichtig sind dabei dessen Einwohner, die bei mangelndem Vorkommen auch aus Dörfern umgesiedelt werden können. Sie sind dabei gleich pfleglich zu behandeln wie das unbedingt vorzuweisende Rotwild. Also schonend und in überwiegendem Freilauf. In der vorhandenen Fachliteratur raten die Experten übereinstimmend davon ab, deren ursprüngliche Rückzugsgebiete zu belassen. Stattdessen ist der Neubau einer Bestallung (im Falle von Rotwild) oder eines Gemeindezentrums (Bevölkerung) zu empfehlen.

2. Anbindung

Die Zubringerstrasse in den Talkessel sollte dabei höchstens eng zweispurig angelegt sein, um ein massenhaftes Vordringen zu "A." zu verhindern. Parkplätze sind ausserhalb der Sichtweite der Terrassen möglich. Eine Eisenbahn scheint dabei aber wenig produktiv zu sein, denn Besucherströme sind vor dem Eingang des Tals abzufangen und mit einer Wanderausstellung abzuspeisen. Es bleibt abzuwägen, ob die Lage an einer Landesgrenze auf der

Auf der anderen Seite ist die Gefahr eines plötzlichen Einmarsches durch die Armee des Nachbarlandes genau in dieser Region nicht zu unterschätzen. Staatsoberhäupter sind in jedem Falle gerade zu Urlaubszeiten gesondert zu schützen.

3. Szenario

Wenn an einem Morgen "A." von seinem Frühstücksraum aus zum See hinunter schaut und dabei ein Frühstücksei köpft, soll er das Gefühl haben, einen neuen Tag im Garten Eden zu beginnen. Wir erzeugen Unschuld als Erholungsfaktor. Die Fenster vor seinem Frühstückstisch können dabei geöffnet sein, denn kein unnötiges Geräusch wird zu vernehmen sein. Das Rauschen des Gebirgsbaches, der vor dem Anwesen vorbei plätschert, wird den einen oder anderen unnötigen Schrei der Anwohner überdecken. Idealerweise schreiben Anwohner nie.

4. Garten Eden

Die Kunst der Gestaltung besteht darin, diese Wildnis wie einen Garten aussehen zu lassen, und den Garten strukturiert zu verwildern. Denn vom Zimmer des Obersten ausgesehen sollte alles so scheinen, als wäre das Tal in allen Jahrhunderten so belassen worden. Allerdings handelt es sich hier um gekonnt vorgenommene Pflanzungen, so wie auch in Naturparks immer wieder der Eindruck

aufkommen kann, es handele sich hier noch um ursprüngliche belassene Landschaft.

5. Kunst

Wir wollen das Tal mit kleinen, aber sehr wichtigen Kunsteinrichtungen versehen, diejenigen, die Natur gerade soweit hervor stechen lassen, dass sie in einem Gleichgewicht mit den künstlichen Einrichtungen steht. Wie in einem Park mitteleuropäischer Könige sind dabei kleine, versteckte Annehmlichkeiten die Kunst des Ganzen. So reicht es nicht, einen See zu platzieren. Es bedarf vielmehr auch einer kleinen Kapelle, deren Aussehen Weltruhm besitzt. Und diese Kapelle hat einem Ort zu stehen, der nur vom Arbeitsraum von "A." aus diesen weltberühmten Blick darauf ermöglicht. Es ist auch denkbar, eine Form der ungewöhnlichen Mobilität in den Wäldern zu verstecken. Etwa eine Rodelbahn, oder auch eine Standseilbahn, die vom Vorplatz des Sommersitzes direkt zu einem Kiosk führt. Man beachte allerdings eventuelle Höhenangst von "A.".

6. Abgeschlossenheit

Das ganze Areal kann nur wirken, wenn alle Berge die Landschaft nach außen komplett absperren. Kein Anblick der dahinter liegenden Ebene darf zu sehen sein. Es muss für "A." so scheinen, als ob sie sich ihm so darbieten will, als wäre der Talkessel das einzig existierende der Welt. Dieses Tal ist ein scheinbar ewiges Zwischenreich. Es wird muss

Es befindet sich ausserhalb jeglicher Notwendigkeit, eine Regierung dafür zu bilden. Nur wenn "A." in dieser überschaubaren Welt das Gefühl erhält, dass alles in Ordnung und in der Ausgewogenheit einer Landschaft stehe, dann kann er sich darin erholen. Dass ausserhalb dieses Talkessel die Welt hungert, oder sich im Krieg befindet, oder massenweise stirbt, soll ihn an diesen Tagen nicht stören. Es ist nicht die Aufgabe dieses Talkessels, die Realität der Welt zu zeigen. Es ist vielmehr die Aufgabe dieses Talkessel, nur eine einzige Person, wegen derer diese Landschaft gestaltet wurde, in einen Zustand der Unbeschwertheit zu führen. Daran hat eine ganze Region mitzuwirken.

7. Schutz

"A." dankt für diese Erholung damit, dass er die Menschen in diesem Areal schützt. Er schützt sie, nachdem er sie ausgewählt hat. Er schützt und fördert sie, damit sie auch weiterhin wirken, als hätte sie ein Landschaftsmaler an die richtige Stelle gesetzt. "A." hat kein Interesse an den einzelnen Personen, er sucht die Bevölkerung als integrales Bestandteil des Landschaftsbildes. Sie haben sich ihm zuzuwenden und ihn zu grüssen. Alle anderen Äusserungen sind für "A." nicht von Interesse.

Was für den "A." wichtig und erholsam ist, soll auch für seine Untergebenen und Angestellten zur Verfügung stehen.

Das Tal wird weitergeführt, sobald "A." in die Hauptstadt fährt. Das Tal hat sein Schauspiel weiter zu bieten. Das Tal wird nie wieder in den Zustand seiner Ursprünglichkeit zurückfinden, auch wenn "A." nie wieder dieses Tal besuchen sollte. Allein die Möglichkeit, dass "A." zurückkehren könnte, bindet das Tal an seine Rolle. Es wird somit staatstragend.

8. Udenkbares Szenario

An einem Morgen im August geht "A." nach seinem Frühstückstisch zu Fuß und nur begleitet von den wenigsten seiner Getreuen in das Tal hinunter. Er hat bereits die Talsohle erreicht und ist nur wenige Schritte vom See entfernt, als er unversehens über einen achtlos fallen gelassenen Eimer stolpert, der ihm während seines Spaziergangs dahin bisher nicht aufgefallen war. Noch im Torkeln schreit er auf und verlangt, dass die schuldige Person vorgeführt werden soll. Sofort. Es handelt sich dabei um eine alte Frau, die ihre Rolle gemäss jeden Morgen Wasser aus dem See zu holen hat, dabei aber stürzt, und ärztlich versorgt werden muss. Man hat in der Eile vergessen, den Eimer voller Wasser beiseite zu stellen. Zum einen kann der Frau klar eine Mitschuld attestiert werden, denn nur jede Unachtsamkeit verbunden mit ihren Schwächeanfällen führt zum Stolpern von „A.". Aber auch den Sanitätern sei eine Mitschuld anzurechnen. Nur durch ihre schnelle Versorgung und deren Unachtsamkeit, die

Den Sanitäter und die alte Frau. Das geschieht nicht in seiner Anwesenheit. Aber dieser Tag kann als nicht erholend abgetan werden und ist eine Katastrophe. Selbst das mehrmalige Abhören seines Lieblingskomponisten von seiner Lieblingsbank mit Blick auf die majestätische Bergwelt will ihn nicht zur Ruhe kommen lassen. Man erwägt zusätzliche Hinrichtungen, aber "A." wird bald schon wieder in der Hauptstadt weilen.

9. Ausweitung

Es gibt immer Pläne, das Tal zu erweitern und auf ein weiteres Tal durchzubrechen. Allerdings genügt es vollkommen, "A." zu vermitteln, dass hinter dem bereits bekannten Tal die Möglichkeit eines anderen Tales existiert. Man kann immer noch den zaghaften Ausbau auf der anderen Seite der Berge beginnen, solange dieser nicht den Erholungsalltag im Bergkessel stört. Es ist bekannt, dass sich "A." nachts, wenn er sich von einigen Regierungsgeschäften geplagt im Schlaf wälzte, nichts sehnlicher wünscht, als dass die ganze Welt aus einem einzigen Talkessel bestünde. Sie sollte sich so ähnlich verhalten, wie das dieses Areal tut. Mit einer Bevölkerung, die sich als Schauspieler für ihn versteht. Mit einer Landschaft, wie sie scheinbar von selbst in ihre eigene Ur-Ordnung zurückfällt. Von ihm beherrscht und doch nicht an ihm lastend.

10. Simulation

Es würde vollauf genügen, diese Landschaften in Karten wiederzugeben. Diese Karten sollten über dem Klavier des Salons hängen. Ob die Menschen weiter weg von diesem Tal wissen oder nicht, ob es ein solches Tal ausser für ihn gibt, hat nur minimales Interesse für "A.", solange er es vor seinen Augen sehen kann.

Betreff: Waldgedenkstätte

Sehr geehrter Herr Hominger,
Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Schreiben vom 19.10. diesen Jahres und schlage ein gemeinsames weiteres Vorgehen zwischen unseren beiden Fremdenverkehrsorten gemäss Absprache vor, da es weder Ihnen noch uns möglich erscheint, derzeit ein volles Zweitagesprogramm für anreisende Touristen zu bieten. Wir denken auch, dass mit der von Ihnen vor-geschlagenen Lösung ein hohes Optimierungspotenzial entsteht. In den Kirchen „Zum gelittenen Heiland“ und „Der dornenreichen Jungfrau“ sind unsere lieben Touristen nicht einen vollen Tag über zu beschäftigen. Ganz zu schweigen von der fehlenden historischen Dimension, die dem gemeinsamen Sportheim abgeht.

Wir in unserem Ort haben zudem die Erfahrung gemacht, dass gerade in der Zeit zwischen 10:00 und 12:00 Uhr vormittags, also direkt nach dem zweiten Frühstück, sämtliche Zerstreungsmöglichkeiten bereits ausgeschöpft sind, selbst wenn sich die lieben Reisenden dazu entschliessen sollten, die Vormittags-messe zu besuchen.

Auch ein Einreden auf unserem hoch geschätzten Herrn Hochwürden Maier hatte nicht zur Folge, dass die Messe um mehr als 20 Minuten verlängert werden konnte. Er gibt seinen Segen dazu nicht. Ihr Vorschlag, die auf der Wegstrecke liegenden Forstwirtschaft als einen geheimen Unterschlupf unseres noch stets hoch verehrten letzten Führers zu etikettieren und damit neues Fremdenpotential anzuziehen, finden wir hervorragend. Ich gebe allerdings zu bedenken, dass uns bisher von geeigneter Regierungsseite her kein Plazet für diese Idee beschieden ist. Der Grundplan, die besagte Forstwirtschaft als vermutlichen Aufenthalt des Besagten zirka 3 Monate nach seiner Entlassung aus der Justizvollzugsanstalt zu etikettieren, finden wir diskussionswürdig.

Wir halten also folgenden Vorschlag fest:

Die Reisegruppe wird nach der frühen Messe in einem dafür vorgesehenen Reisebus gebeten, um über den alten Waldweg zur besagten Hütte zu gelangen. Dort empfehlen wir ein zweites Frühstück, das entsprechend der Richtlinien des örtlichen Touristenverbands gestaltet werden kann. Auch mit Bier. Da es sich bei dieser Walthüttenjause um den Markpunkt zwischen unseren Ortschaften handelt, sehen wir keinerlei Problem darin, aus beiden Ortschaften die entsprechenden Gruppen zu empfangen und sie nach der Stärkung wieder in die Ausgangsortschaften zurück zu

Dort kann das weitere Mittagessen eingenommen werden. Unterweisung kann besorgt werden. Wir dachten dabei an eine wunderschön gestaltete Schautafel, die in kurzer und einprägsamer Weise den Aufenthalt des Besagten in dieser Hütte beschreibt, ohne dabei zu sehr an bereits existierende historische Forschungen angelehnt zu sein. Auch empfiehlt es sich, einen Kiosk mit lehrreichen Broschüren und des weiteren mit geringen Geschenken aufzustellen. Wir dachten dabei an den Gangstock in der Form eines Waldastes inklusive einer kleinen Inschrift auf einer Metallplatte für nicht über 34.30 EUR.

Des weiteren sollten wir auch über die schmackhaften Dosensuppen unserer geschätzten Frau Irminger nachdenken, deren Etikett das Konterfei des Besagten beinhalten könnte. Wir kalkulieren die Wiederinstandsetzung der alten Waldhütte und das Aufstellen eines geeigneten Kiosk mit daran angebaute Garküche und einer Waldschenke auf einem Betrag nicht über 20'000,- EUR. Bei entsprechendem Interesse ihrerseits würden sich die Kosten dafür in etwa ein bis zwei Monaten amortisieren - für jeweils beide Ortschaften, bei hälftiger Teilung der selbigen.

Wir freuen uns wie bereits ausdrücklich hervorgehoben sehr über ihren Vorschlag und denken, dass sich diese grossartige Initiative bereits zur nächsten Sommersaison starten lässt. Es sollte in unserem beiderseitigen Interesse

liegen, diese Attraktion frühzeitig in unserem Prospekt „Lebendiges Führerland - im Traumland eines Diktators“ unterzubringen.

Bitte lassen Sie uns doch wissen, welche weiteren Schritte Sie als nächstes ins Auge fassen würden. Gerne treffen wir uns zu diesem Behufe mit Ihnen auf ein weiteres Abendessen, wobei uns die Ortschaft des Treffens nicht primär wichtig sein soll.

Mit freundlichen Grüßen und besten Wünschen für die kommende Wintersaison

Riemer, Anton
Oberbürgermeister

36

Die Besteigung des Horns

Oder: Wie das Tabu des Bergs gebrochen und damit Unheil über das Dorf gebracht wurde

Die höchste Erhebung ist hier in der Gegend als das 'Horn' bekannt und auch heute nur gelegentlich in Karten eingetragen. Sie erfuhr ihre erste Besteigung im Jahr 1918 durch die Bergführer Andreas Meyer und Michael Winter. Beide stammen aus Wien und hatten vorher das Tal nie besucht. Wäre es nicht zum Ersten Weltkrieg gekommen, hätten weder Bergführer Andreas Meyer noch Michael Winter eine Notwendigkeit gesehen, ihre Geschütze vom Gipfel aus gerichtet zu platzieren.

Ihnen war zwar aufgefallen, dass dieser Berg selbst in Militärkarten mit kleinem Massstab nicht eingezeichnet war, sie hielten dies jedoch für nebensächlich. Sie waren im Tal seit Monaten stationiert und mit der Hilfe eines Maulesel-Zugs auf den umliegenden Bergen unterwegs. Schliesslich konnten sie den besagten Berg immer vor sich sehen und waren deshalb sicher, die Spitze gefahrlos über den Grat zu

erreichen. Nach einem anstrengenden aber erfolgreichen Aufstieg gelang es ihnen am 12.9.1918 nachmittags um 13:15 Uhr insgesamt 17 Schuss in das italienische Munitionslager abzufeuern. Erfreut verzeichneten sie die Detonationen am dortigen Talgrund. Als sie jedoch spät nachts im Siegesrausch das Wirtshaus des Tals erreichten, und nach ihren Erzählungen eine jubelnde Dorfgemeinschaft erwarteten, sahen sie sich einer wütenden Menge gegenüber.

Aus den Rufen und Drohungen konnten sie fassungslos entnehmen, dass es sich bei diesem Berg um eine Art von Heiligtum handelte. Nie zuvor hatte ein Bewohner des Tals dieses bestiegen. Im Dorf glaubte man vielmehr seit Urzeiten, dass jeder frevelhaft auf den dortigen Felsen gesetzte Fuss Unglück über alle seine Bewohner bringen würde. Der hiesige Geistliche berichtete Anfang des vorigen Jahrhunderts, dass einer seiner Vorgänger diesem Aberglauben zu trotzen versuchte. Vor den entsetzten Augen aller begann er mit dem Aufstieg, winkte lachend immer wieder zu und gewann schnell an Höhe. Als er sich jedoch kurz vor dem Gemeindewald wieder umdrehte, um zu grüssen und so dem ganzen eine heitere Note zu geben, verlor er das Gleichgewicht. Er stürzte und stach dabei unglücklich mit einem Auge in eine am Wegrand aufgestellte Madonnenfigur ein. Sein Nachfolger versprach heilig, nichts dergleichen zu unternehmen. Lange hatte niemand mehr

Unauffällig für Zureisende richtete aber das Dorf in der Nacht des St. Hormoran eine jährliche Wallfahrt zu einem kleinen Waldkirchlein am Fusse des Berges so geschickt ein, dass man nicht im mindesten die wahre Absicht des Treibens erraten hätte. Hatten sich nämlich alle nach einem Zug hinüber vor dem Gotteshäuslein versammelt, formierte sich ein Kreis der Betenden und stimmte den Rosenkranz an. Dieser wurde nun so unentwegt und inbrünstig angestimmt, dass das Tal davon erscholl.

Unerkannt waren sogleich zwei ausgesuchte Burschen und Mädchen aus dem Kreis gelassen worden, die nun in Windeseile den unaussprechlichen Berg zu umrunden hatten. Ihnen war es auferlegt, so rasch als möglich vier Laternen entlang der Himmelsrichtungen zu entzünden und dann eiligst vor Sonnenaufgang zu den Betenden zurückzukehren. Gemeinsam zog die Gemeinschaft dann am Morgen wieder im Dorf ein. Sie war sich sicher, so Unheil, Krankheit und Überschwemmung abgewehrt zu haben. Und tatsächlich verzeichneten die Chroniken dieser Zeit nicht einen Fall von Pest oder Hochwasser.

Doch raunte man sich im Sommer 1918 ängstliche Befürchtungen zu, schon vor dem unheilvollen 12. September, als die Bergführer Andreas Meyer und Michael Winter ihren fatalen Plan zum Besusse des Gegners durchführten.

In jener Nacht des St. Hormoran anno Domini 1918 nämlich waren von den vier Laternenträgern nur drei wie erwartet wieder zu den Betenden gestossen, während die Lisbeth auch nach weiterem Warten nicht zurückkehrte. Bei Sonnenaufgang schickte der Bürgermeister sorgenvoll zehn Männer in beiden Richtungen um den Berg, die auch tatsächlich zur Stunde des 16. Rosenkranzes eine grauenhafte Entdeckung machten. Sie lag geschändet und erschlagen nahe des Fallsees im Moos.

Das Entsetzen im Dorf war gross und der Verdacht entstand schnell, dass diese Schandtät nur von einem der nahe stationierten Geschützsoldaten verübt worden sein konnte. Auch intensivste Verhöre im Beisein der aufgebrachten Menge ergaben nicht den leisesten Anhaltspunkt. Die Wachen hatten niemanden gehen und kommen bemerkt. Und auch unter den Soldaten konnte keiner auch nur den kleinsten Hinweis geben. So blieb die Tat ohne einen gefassten Täter. Das Dorf trauerte um die Lisbeth und sorgte sich um die kommende Zeit und den möglichen Groll des Berges. Nur wenige Wochen später traten Bergführer Andreas Meyer und Michael Winter freudig in die Stube des Gasthauses und erzählten von ihrem Gipfelsturm. Aus der drohend sich aufbauenden Schar der Männer im Wirtshaus bahnte sich langsam der Vater von Lisbeth den Weg nach vorne und ballte seine Fäuste und presste nur ein keuchendes 'Mörder' hervor.

Dann fiel er über die Bergführer Andreas Meyer und Michael Winter her und schnitt beiden mit seinem flugs gezückten Jagdmesser so behände die Kehlen auf, dass die wackeren Männer schon tot waren, als sie noch zu Boden sanken. Sodann wandte er sich zur entsetzten Gemeinschaft um und stach sich die Waffe mit einem 'Lisbeth' mitten in sein linkes Ohrläppchen.

Das erforderte der Brauch.

Man wusste was zu tun war, der Wirt gab eine Freirunde. Dann schaffte man die Soldaten in die Schlucht. Einer lief am nächsten Morgen zur Kommandantur und schilderte, er habe zwei zerfetzte Kanoniere gefunden. 'Feindeinwirkung'. So kam das Dorf davon. Der Berg verschonte es weiterhin mit Krankheit und Unheil. Doch nahm vor allem seit 1958 die Zahl der Betenden ständig ab. Und erstmals musste der Lauf der vier Jungen 1974 ausfallen. Immer weniger konnte der Berg besänftigt werden. Allerdings passierte abgesehen von ein paar Merkwürdigkeiten in Wien auch wenig. So sehr die Alten auch zeterten und flehten. Der Brauch erstarb. 1983 errichtete die Alpenvereins-Sektion Bronnhausen ein Gipfelkreuz auf dem ‚Horn‘.

Heute traut man sich auf den Berg. Sie setzen sich auf seinen Gipfel, schauen noch einmal auf die Mühe ihres Aufstiegs zurück. Verstehen, dass sie ihr Leben in das

Theater eines Anstiegs packen. Sie sehen die Ruhe und den langsamen Fluss der Wolken, wie diese über den Grat kommen. Sie verstehen, dass all ihre Anstrengung sich dagegen ein wenig lächerlich ausnimmt. Klar ist, dass der Berg sich nicht um sie kümmert, nicht um sie sorgt. Sie sind zufrieden und schauen ins Tal. Niemand will mehr beten, wozu auch.

37

Bei Fuss

Das Wellnesshotel am Fuss der Dreitorspitze. Wieder da, wieder gut zu Abend gegessen, nach der Sauna mit dem Blick in die Berge und den herbstlichen Wald des Karwendels, weit weg von unseren schwitzenden Körpern, wie ein Traum hinter der Scheibe. Dann im Speisesaal, noch in der Abenddämmerung, die Garmischer Berge. Weit hinten, aber noch gerade vor die untergehende Sonne drapiert. Die wenigen mit Gipfelkreuz, die ich dort nie bestiegen habe, am deutlichsten zu sehen. Wir standen nach dem Käse müde auf, um uns noch schwerer mit einem Gin oder zwei in der Bar zu machen. Wir liefen vom gelben in den roten Raum, und da sass er wieder. Wie im vergangenen Jahr: der Dicke mit dem Blutdruck. Er kauerte devot auf dem Sesselchen vor seiner drallen, teigigen Frau und tat das, was er schon im Jahr davor an genau der gleichen Stelle mit der gleichen gemacht hatte: er knetete ihren linken, schuhfreien Fuss. Mit Hundeblick, während seine Hand Kugelbewegungen an ihren murigen Waden machte. Er lächelte, suchte ihren Blick, und es gelang ihm schon nach wenigen Minuten auch eine Massage der Ferse

im Rhythmus der Hintergrundmusik. Sie sass schläfrig da und lächelte gütig zurück. Eine Körperlänge weit weg und im Schutz eines sich kurlangsam verflüchtigenden Abendrausches. Er versuchte nicht erst das Gespräch, vertraute ganz auf die Macht seiner Knetungen. Denn er wollte sie hier und jetzt, mitten unter den anderen Gästen, ganz hinschmelzen sehen, wollte ihre Nervenenden zu einem einzigen Impuls bringen, die dem Hirn ein „Ja“ melden sollten. Hier in der Cocktailbar, während der Barkeeper am Tresen weiter hinten noch einen Martini zurecht schüttelte. Sie liess es zu, mit einem „vielleicht“ in ihrem Blick.

Er denkt weiter in den Abend hinein. Wie er jetzt dann gleich auf das Zimmer schreiben lassen wird und mit einer kleinen Leichtigkeit nach weiteren Minuten der Knöchelbearbeitung fast locker vorschlagen kann, auf seine 72 (Einzelzimmer mit Alpspitzblick) zu gehen, oder zu ihr auf die 77 (Einzelzimmer mit Karwendelblick). Sie wird nicken und ihm nachfolgen. Zu ihm. Er wird sie im Aufzug küssen und ihr an den Oberschenkel greifen, diesen kurz über sein Bein ziehen, was sie mit einem Lächeln quittieren wird. Den Zimmerschlüssel wird ganz langsam in das Schloss stecken und sie dabei tief anschauen. Die Türe wird aufgehen, er wird ihr den Vortritt anbieten. Dann wird er ihr mit einer charmanten Geste vorschlagen, es sich doch auf dem Bett bequem zu machen, die Schuhe auszuziehen und vielleicht

Vor seinen Augen. Was sie auch mit einem vielsagenden Lächeln tun wird. Und er wird wieder, sobald sie mit halb geöffneten Beinen auf dem aufgeschlagenen Bett zu liegen kommt, mit seinen unwiderstehlichen Kreisbewegungen ansetzen, ihre Blick suchen, dann langsam mit der einen Hand in Richtung ihrer schlaff sich ergebenden Waden massieren. Sie wird sachte die Beine weiter öffnen und er kann in seinem immer weiter nach oben wandernden Weg ihren Rock unerhört weit „aber langsam, natürlich“ zurückschieben, inzwischen schon die Innenseiten ihrer Knie sehen. Ein erstes Seufzen von ihr wird wie eine Belohnung auf halbem Weg die Erlaubnis erahnen lassen, nun noch vorsichtiger und doch bestimmend einen der beiden Schenkelinnenseiten zu massieren. Immer weiter hinauf. Sie wird lächeln, ihre Hand leicht auf seinen Reissverschluss legen und ihn dann nach einer kleinen Pause Glied für Glied öffnen. Ihn herunter zippen, bis sie ganz einfach und einen Kuss auf seine Lippen andeutend die fast hervorspringende Eichel oben zu fassen bekommt. Er hat indessen seine Rechte auf ihre Unterwäsche gelegt und zieht sie duftend über die schon eingestimmten Knie herunter, findet seinen Weg selbst keuchend zurück und kreist mit seinen Fingern leicht neben ihrem sich öffnenden Spalt. Gegen den Uhrzeigersinn, um die Zeit stehen zu lassen und ihre Lippen immer wieder mit jeder Umkreisung der Kuppen leicht auseinander zu bringen, deren feuchte Bewegungen zu geniessen, wie sie sich zueinander neigen

und fast leuchtend rot schimmern, einen Weg tief hinein in sie andeuten und die Wärme eines aufkommenden Pulses zu zeigen. Sie hat ihn hart umschlossen und tanzt mit den linken Fingern zu einem Ring geneigt an seinem Schaft auf und ab. Gleich wird er da sein und sich über Füße ergiessen. Dann, wenn auch sie lauter atmet und schon fast bei ihm sein wird. Dann windet sie sich und legt ihre rechte Hand zuerst geballt auf einen ihrer zuckenden Oberschenkel, murmelt ein „Jetzt“, bevor ihre Stimme hin die Höhe schnellt. Sein Strahl wird sich weiss auf ihren Knien finden und er wird zusammensacken, um sein Gesicht auf ihre Fersen zu legen. So werden sie lange fast bewegungslos verharren, bis sie sich wieder anschauen. Tief anschauen und sich dann vielleicht sogar küssen. Das weiss er, das kann er jetzt schon alles wie an einem Weg bis hin zum Hotelzimmer aufgereiht sehen.

Sie dachte daran, dass es morgen zurück in die Stadt gehen würde und dass sie auf dem Heimweg noch ein wenig einkaufen gehen wollte . Sie war müde, die Massage störte sie nicht weiter. Wir gingen an die Bar Der Gin wartete.

Man sieht sich nächstes Jahr.

Gold

Was will man schon ahnen, wenn man als Bub von zehn Jahren zum ersten Mal hinter dem Schloss Elmau den langen Ziehweg und dann die Pfade hinauf zum Schachen läuft? Wie soll man das, was einem angedeutet wird, schon vorab verstehen? Dort oben wird das, was ein Junge glaubt zu wissen, noch einmal kalt lächelnd sein knabenhaftes Kartenhaus einpusten.

Die ehemalige Jagdhütte von Maximilian I diente dem bayerischen König für seine Aufenthalte in den Bergen. Dort, wo er meistens „ohne sein verhärmte Gattin“ wie entflohen zusammen mit seinen Denkkumpanen und Staatsfreunden Gemen geschossen und abends beim Wein gesessen war. Sein Sohn hat die Hütte überbauen lassen und sie dann zu seinem Fluchtpunkt gemacht. Es steckt eine Geschichte in der Geschichte. Aber das konnte ich ja nicht ahnen, als ich mit den Eltern dort hinauf stieg und erst noch den Alpengarten mit den verschiedenen Moosen und Kräutern, den Latschen und geduckten Pflanzen an den Steinen mit dem Blick auf den Schneeferner und die Spitze der Zugspitze für die

eigentliche Sensation hielt. Wir blieben nicht lange davor stehen, dann löste mein Vater eine Karte für die Besichtigung des Schlosses Schachen. Wir sammelten uns am Eingang zur Führung, drückten uns durch die unteren Räume und waren leidlich beeindruckt von den holzgetäfelten Räumen im Parterre des Baus. Sichtlich schöner, als die Innenräume einer Hütte dort oben auf 2000 Metern Höhe zu sein haben. Das alleine war schon besser als ein Alpengarten, aber das war es nicht. Schon eher die gehörten Geschichten über diesen Mann mit den faulen Zähnen und der Schwärmerei für einen Opernkomponisten. Zusammen mit den Schilderungen von Dutzenden an Mulis, die die Küche für ein königliches Dinner hinauf zu König Ludwig II schafften, wenn er dort auch unterhalb der Dreitorspitze ein mehrgängiges Menu für den Abend wünschte. Dann die Nacht, seine Zeit. Wenn selbst die Berge noch stiller im milchigen Halblicht zu stehen schienen. Musik bei Vollmond konnte ich mir gerade noch vorstellen.

Wir gingen die enge Wendeltreppe hinauf, und mir blieben die Augen starr. Im sanften Glaslicht maurischer Fenster waren überall nur Kissenlandschaften in einem Raum voller Gold und Pfauenfedern zu sehen. Mit dem vagen Blick hinaus in eine bald verschneite Bergwelt lag er also dort auf den Kissen, liess sich nach dem Dinner Champagner reichen und träumte von einer anderen Welt. Gab sich

Von exotischen Welten mit eigenartig anheimelnden Gerüchen und Geräuschen. Er träumte sich in der Hochgebirgslandschaft mit dem fabulösen Dachsaal in ein zweites Königreich und vergass sein eigenes dabei. Wie hätte ich das vorher wissen können, wo man mir nur das nebulöse Wort eines „Jagschlosses“ zu bieten hatte? Nichts konnte ich wissen, gar nichts, und jetzt brach es in den wenigen Minuten der Führung über mich hinein, musste blitzartig in mir Platz finden, bevor man uns fast ungeduldig wieder hinunter schaffen wollte, um der nächsten Gruppe Platz zu machen. Wie hätte ich das wissen können und wie sollte das in mir so schnell eine Ordnung fassen? Ich taumelte fast, mit den mir eingebrannten Bildern eines diffusen Lichtes voller Traumwelten und weicher Kissen, voller Pfauen-federn und Golddecken, wieder die Wendeltreppe hinunter und versuchte Worte zu fassen, meinen Vater zu fragen, ob ihm das alles vorher klar gewesen sei. Und dass der Alpengarten doch gar nicht dabei mithalten könne.

Aber der war schon in Gedanken an ein Bier wieder ins Freie getreten, wo meine Mutter auf uns wartete. Sie machte sich nichts aus Schlössern. Sie träumte andere Träume. Und ich stand da und wusste, dass mir eine Türe aufgegangen war. Eine, die nun windschief verzogen sich nicht mehr schliessen lassen wollte. Auf dem Weg hinunter zur Elmau kam mir der Kiesweg schäbig und echt vor.

39

Der Spalt

Was ist es, dass ich mich nicht hinter diese Kirchentüre traue. Die, die hier auf dem Dorfplatz offen steht. Nur ein Spalt, der viel zu dunkel den Eingang anbietet. Aber ich bleibe davor stehen. Es lässt mich nicht hinein. Eine Dorfkirche in einem italienischen Alpendorf. Eine Erinnerung an vieles, das hier Zeitalter lang dauerte. Man sieht ihr an, dass das Gotteshaus aus einem anderen Jahrhundert stammt. Natürlich, heute bauen Alpendörfer keinen Kirchen mehr, sie bauen Lifte und einen Skiverleih. Sie lassen in Restaurants Gutes zu und in monatelang leerstehenden Ferienhäusern zur Ruhe kommen. Aber dieser Glockenturm stammt aus einer anderen Zeit, die Cremefarbe der Gemäuer verdeckt die alten Ziegel, in dessen dunklem Raum Rosenkränze und Messen, Fürbitten und der sonntägliche Segen gesprochen wurden. Er läutet noch immer die Zeit ein, aber die Turmuhr geht nach.

Ich traue mich dort nicht hinein. Da drinnen fände ich eine andere Zeit, in der ich nicht mehr bin. Der Gang ins Dunkle würde mich zu weit zurückführen. Dort hinein gehen nur

noch die Alten im Dorf. In 50 Häusern leben nicht einmal mehr fünf Dutzend von ihnen und erinnern sich an eine Zeit, in der die Kirche voller war und fünfmal mehr junge Menschen in weiteren 100 Häusern lebten. Das ist vorbei, heute spielen nur Gästekinder auf der Dorfrutsche, es findet in der Kirche keine Erstkommunion mehr statt. Der Trubel kommt und geht mit der Saison. Dazwischen wird es wieder still und überlässt dieser gottverdammten Kirche die Zeit. Aber ich gehe nicht hinein. Heute, an diesem stillen Sonntag, der ohne eine Messe hier oben auskommt. Ich lasse mir von Peter auf dem Screen seiner Kamera ein Bild von ihrem Inneren zeigen. So wie man ein en Museumsshop besucht und darin einen alten Schinken auf einer Postkarte abhakt. Aha. Traumhaft. Schön. So barock zusammengewürfelt sieht es im Gotteshaus von Chamois aus. Interessant. Aber ich gehe nicht hinein. Das Dunkle hinter der Türe kommt mir alt und verlassen vor. Im Sommer ist es dort sicher angenehm kühl, es riecht noch nach Weihrauch. Jetzt ist es Herbst. Ich schüttele leise den Kopf und steige in die Gondel, die bald ins Tal fahren wird.

WIN
TER

40

Hinauf

Eines Tages, ich muss etwa acht Jahre alt gewesen sein, starb die ältere Großtante in Garmisch, und aus irgendeinem Grund nahm Vater zur Beerdigung nicht die übliche Route mit dem Wagen, fuhr nicht bei Oberammergau den Pass hinunter bis Oberau und weiter nach Partenkirchen. Er wählte die Strecke über Reute und Lermoos. Es war ein wolkenloser, famoser Dezembertag, und wir kamen bei Ehrwald an die mächtig sich auftürmende Zugspitze heran, sahen die schon verschneiten Bergwälder mit dem leuchtend blauen Himmel durch das Seitenfenster des Wagens schimmern. Die weissen Felsen der Berge wirkten wie nicht von dieser Welt. Tante war in eine andere gegangen, das machte mich nicht traurig. Ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern, habe nicht eine einzige Sekunde mehr von ihrer Trauerfeier in Erinnerung, aber ich sehe noch die in unendlich grosse Höhe sich verlängernden Bergflanken vor mir. Dass sie mir wie in den Himmel gewachsen vorkamen. Ich weiss nichts mehr von der Beerdigung und von der Traurigkeit, einen Menschen in die Erde zu entlassen. Aber ich spüre noch die

Entrücktheit dieses Wintertags und das Glück, das ich in mir hatte, als wir die vielleicht zehn Minuten hin und zurück an der Zugspitze vorbeiführenden Wege zogen, in denen ich einen so hohen Berg vor mir sah, den ich mir bis dahin noch gar nicht vorstellen konnte. Fast schien er mir in den Himmel zu wachsen. Dorthin, wo Tante angeblich gegangen war. Ich konnte sie mir da oben vorstellen, im gleissenden Föhnlicht stehen. In der Erde eingegraben schien sie mir nicht zu liegen. Es konnte nur dort oben weitergehen. Alles andere kam mir schon angesichts der Zugspitze absurd vor.

41

Nassschnee

Sie hatten gesagt, das sei eine spannende Abfahrt, dort von der Karwendelspitze, im Winter. Man könne mit der Bahn schnell hinauf und dann mit den Skiern eine Naturpiste bis ins Tal fahren. Natürlich würde ich mit hoch. Skifahren? Ja, ein wenig, nicht wirklich viel, aber es würde schon langem. Dann stiegen wir in die Gondel und glitten hinauf. Den Fussweg zum Gipfel kannte ich von einem viel früheren Sommer, ich war ihn mit meiner damaligen Liebe gelaufen. War ihn in der Vormittagshitze hinauf gehastet, fast zu schnell angegangen, ich hatte vergessen, wie gut sie mit Läufen trainiert war. Das konnte für mich nicht gut gehen. Sie lief mir davon, hatte mich fast vergessen in ihrem Gang. Und ich keuchte hinterher, verstand dadurch, dass ich eigentlich mit ihr zusammen nichts im Leben verloren hatte, und dass ihr schönes Gesicht sich mir bald abwenden würde. Wir hatten nicht die gleichen Schritte. Nicht einmal an einem gemeinsamen Berg. Auch später nicht mehr, dann noch sichtbarer. Aber ich gab es mir an diesem Sommer noch nicht zu. Und jetzt war es fünfzehn Jahre später Winter, die Gondel erreichte bequem die Bergstation, und

wir Arbeitskollegen dackelten in Skischuhen mit unseren Carvern am Oberkörper im Gleichschritt hinaus. Wolken waren aufgezogen, leichter Schneefall, ein Wind kam auf. Meine Kollegen hatten ihre Skier schon an und skateten im Kennerschnitt auf den Verbindungstunnel zur Naturpiste hinüber. Nach einer kurzen Fahrt in der Dunkelheit öffnete sich auf der anderen Seite ein Talhang, der beeindruckend steil bis zum Tal hinunter nach Mittenwald abfiel. Der darauf gehäufte Schnee lag schwer und nass, roch ungut, schimmerte silbern im sich verdüsternden Wetter. Ich glitt ihnen hinterher und sah sie schon im Tiefschnee scheinbar mühelos hinunter wedeln. Ich war noch nie in meinem Leben abseits einer gewalzten Piste gefahren. Schon in der ersten Kurve legte es mich seitlich weg. Ich rappelte mich wieder auf und versuchte ein langsames Anfahren. Angst kam in mir auf, ich würde den Berg einfach hinunterfallen und dort irgendwo liegen bleiben. Der Schnee fiel nun schon stärker, und meine Kurven wollten sich nicht auf die Skier überragen. Im Zickzack kreuzte ich die Buckel und Schlieren anderer Schwünge von einem bis zum anderen Ende, verlor kaum an Höhe, begann in meinem Skianzug kalt zu schwitzen und strengte mich Meter um Meter nach unten an. Ich sah sie auf halber Höhe gelangweilt warten. Vermutlich enttäuscht, mich mitgenommen zu haben. Ich tat alles, was ging, fiel immer wieder, spürte diese Angst in mir weiter hochkriechen und die Beine schwerfällig werden. Unendliche Minuten, bis das Gelände ein wenig leichter

Ich erinnere mich noch genau an die graukalkigen, scharfkantigen Felsen, die uns einrahmten und mir keinen Fluchtpunkt an der Seite zuliessen. Nur die Falllinie schien mir offen, wie ich da Höhenmeter um Höhenmeter hinunterschlich und dann schliesslich mit einem müden Witz bei ihnen ankam. Aber sie schauten mir nicht einmal bei meinem Einkehrschwung zu, sondern waren schon wieder weiter nach unten geschossen. Ich zuckelte ihnen hinterher. Und erst ganz unten, an einem Ziehweg bis zur Talstation konnte ich so etwas wie Fahrt aufnehmen. Als ich zum Wagen kam, hatte ich ihnen zum ersten Mal etwas von einer leidlichen Geschwindigkeit auf Skiern erreicht. Es sah für Unbeteiligte am Parkplatz sicher so aus, als wäre ich auch wie sie mit Vergnügen die Naturpiste herunter gekommen. Sie scherzten, ich wischte mir den Schweiss unter der Kappe weg und lachte mit.

Was sie sagten, hörte ich nicht. An diesem Sommer, fünfzehn Jahre vorher erreichte ich hinter meiner Liebe den Gipfel, wo sie schon stand und in die Ferne schaute. Wir lachten glücklich und sahen aneinander vorbei.

42

In der Zeit stecken

Warum komme ich aus diesem Haus nicht mehr heraus? An den Sonnenaufgängen kann es nicht liegen. Es pfeift die gleiche Amsel vor meinem Zimmer, es stehen die gleichen Bäume am Fenster und der Lärm von der Strasse und den Schienen kommt mir auch morgens schon bekannt vor. Das alles klingt so vertraut wie immer, ganz gleich wo ich in meinem Leben mich niederliess. Trotzdem komme ich hier nicht über ein vorsichtiges Öffnen der Augen hinaus. Lange Zeit liege ich im Morgenlicht und rühre mich wenig. Spiele den Schlaf der Nacht nach. Lasse mir von aussen gesehen nicht die ersten wachen Momente des Tages anmerken. Ich will aufspringen und nach einer Katzenwäsche aus dem Zimmer hinunter vor das Haus rennen. So wie in den Sommerferien meiner Kindheit. Aber hier bin ich in einer Winterschleife gelandet, die mich von Tagesbeginn an kraftlos macht. Jeden Tag mehr. Ich verweile, ich tändele, ich lasse mich nicht aufkommen. Es mag, so dämmert es mir, an der Grösse des Bettes liegen, daran dass man vor dem anderen Fenster einen so schönen Berg sehen kann, dass ich mich alleine vom Wissen um seine stille Anwesenheit gefangen nehmen

lasse. Oder ist es die schon jetzt wieder in mir realisierte Ausdehnung eines Hauses, das mit seinen dreissig hochherrschaftlichen Zimmern und den langen Zimmerfluchten um einiges grösser als ich daher kommt, mich zum Kind schrumpfen lässt. Die pure Beharrungskraft der morsch riechenden Gemäuer lässt mich auf der Matratze bleiben, so scheint es mir, die Höhe der Zimmer drückt mich in das Kissen zurück. Hier, so sagen es mir die mich kraftlos anzeigenden Spiegel an der Waschecke, soll ich gar nicht mehr hinaus kommen. Das Haus frisst mich, würgt mich nur noch für die kurze Zeit des Abendessens gegenüber vom Haus hervor, nur um mich dann wieder für eine unendliche Nacht und einen langen Morgen zu verschlingen.

Ich soll nicht einfach davon laufen können, ich soll mich nicht einmal vor das Haus bewegen, ich soll - gleich dem Platz an der Brust einer vereinnahmenden Mutter - immer ganz nah, eher innen bleiben und aus der Zeit heraus fallen. Zusammen und vereint. draussen mag die Welt ein bisschen weiter gehen, aber ich soll beim langweiligen Spiel des Vergehens und schliesslichen Verrottens Gesellschaft leisten. Nicht um meiner selbst Willen. Vielmehr bin ich das Spielzeug eines Hauses, das nur so lange gastfreundlich tut, bis es es mich umschlungen und ruhig gestellt hat. Danach ruht es wieder mit mir im Magen und verdaut mich wie das anfangs noch wild zappelnde Tier, nährt sich an mir

An meinem ersten Tag hat man mich noch gewähren lassen. Ich konnte frei und unbekümmert umher laufen und erkunden. In allen Stockwerken. Im Erdgeschoss, eine Küche und ein Speisesaal, zwei Aufenthaltszimmer und ein Salon mit der Türe zur zerfallenden Veranda. Der erste Stock mit den Duschen und einem halben Dutzend an Doppelzimmern, alle offen stehend und leer. Die Stockwerke darüber bis zu dem mit meinem Raum gleichen sich fehlerlos und spielen sich immer gleichförmiger wieder und wieder nach. Wie überrascht ich war, durch das simple Ende des Treppenhauses einer Sackgasse gleich im Dachboden zu stehen und nicht mehr eine neue Abfolge des Gleichen zu sehen, nur einen letzten Raum als Abstellfläche mit der Treppe auf die Seite des Daches.

Und in meinem Zimmer zurück dann die Mandelbrotmenge einer Einrichtung zu finden, die in allem sich selbst nur widerspiegelt und einzig und alleine dazu angelegt scheint, mich innerhalb des Raumes zu halten. Im Wissen der endlos wirkenden Wiederholung anderer Räume im Gang, die die Entfernung bis zur Ausgangspforte schier unendlich erscheinen lassen soll. Unüberwindbar, also bleibe ich lieber in meinem Bett liegen, wundere mich über den freundlichen Sonnenschein, der das Tal vor dem Fenster erwärmt, und drehe mich mühsam so, dass ich geradewegs zu einer schneeweissen Zimmerdecke starren kann. Stundenlang.

Vor einer Woche habe ich noch versucht, schon am Vorabend die Koffer zu packen, habe mir vorgenommen, mit dem Schrillen meines Reiseweckers aufzuspringen und mir nur kurz etwas für meine Abreise überzuwerfen. Ich habe mir vorgenommen, nicht einen Blick im Gang zu verschwenden und schnell mit hastigen Schritten am Seitenausgang auf die Strasse hin zum Bahnhof zu kommen. Ich dachte mir, dass ich mit nur ein wenig Konzentration dem Blick zurück entgehen könnte und schon nach wenigen hundert Metern dem Haus einfach entfliehen würde. Die Batterien des Reiseweckers haben in der Zwischenzeit längst aufgegeben, sie können den Weckton nicht tagelang aufrecht erhalten. Liegegeblieben bin ich, lebe wieder aus dem Koffer, den ich eigentlich packte, brauche nur ein wenig Wäsche, wenn ich den ganzen Tag im Bett auf der Strecke bleibe. Wohin auch. Ich kann mich auch nicht mehr an den Bahnhof erinnern. Wenn es im Haus ein Restaurant gäbe, wären auch alle Bilder von Speisekarten im Ort aus meiner Erinnerung getilgt.

Das Haus ist eine defekte Zeitmaschine, deren Zählwerk nach nur einer Umdrehung wieder genau dort einrastet, wo es das Leben weiterführen wollte. Die Zeit kann mich so nicht mehr ermahnen vorantreiben, sie hat mich hier mit Blick auf das Tal verloren. Sie hat mich abgelegt in einem zu grossen Bett aus einem vergangenen Jahrhundert, sie wird mir keine Hand reichen, um noch vor dem Zerfall der

Die Zeit und das Haus kennen sich, haben sich
verschworen und lassen mich zwischen ihnen versinken.
Und ich schlage die Augen wieder zu, weiss dass beide
auch so noch um mich herum sind. aber nicht, um mir zu
helfen. Ich bin die Fliege im Netz von Spinnen, ich bin eines
der Opfer, die es miniaturisiert noch einmal am Balkon gibt.
Dort könnte ich ein verpupptes Insekt im Wind schaukeln
sehen, weil es sich in die von Türecke zu Ecke gespannten
Fäden verflog. Aber ich will das nicht sehen, ich will meine
Augen geschlossen halten. Noch atme ich, noch kann ich
vom Schlaf zurück in einen wachen Moment finden. Da ist
noch Raum,

Da ist noch

Da

43

Entleert und das Ende

Es ist ja nicht so, dass die Bevölkerung in den Alpen zunimmt. Im Gegenteil.. Sieht man von den Saisonkräften in den touristischen Orten ab und vergisst für einmal die grösseren Siedlungen in den Haupttälern, so zeigt sich einem schnell, die Alpen leeren sich. Man nennt das die "Überalterung" und "Renaturierung". In den Seitentälern verschwinden ganze Dörfer mit einem Mal, weil sie auszusterben beginnen. Die Alten können nicht gehen, sie sterben vor Ort. Zurück bleibt vielleicht eines der immer unrentableren Skigebiete. Und von dort zieht sich der Schnee Jahr um Jahr weiter zurück. Infrastruktur, den letzten Hinterbliebenen in den Streudörfern nahe der Baumgrenze zuliebe erhalten, wird irgendwann mürbe und verschwindet. Die wenigen Wanderer machen vielleicht noch an drei Monaten im Jahr einen Berggasthof rentabel. Aber auch diese Form des Besuchs in Sommermonaten geht zurück. Die einsame Natur suchen immer weniger. Wenige Stellen bleiben bespasst. Sie stehen für alles, das man mit dem Wort "Zirkus" umgibt. Aber die Skizirkusse tauen trotz des

Kunstschnees. Und eine Riesenrutschbahn oder ein Bobparcour machen noch keinen Sommer.

Leer also, zunehmend verödet. Die Häuser bald wertlos. Strassen sind am Verschwinden, Seilbahnen abgebaut und Viehweiden am Überwuchern. Muss das schlecht sein? Für wen ist das wirklich eine Katastrophe? Das Tal träumt wieder ohne seine Menschen weiter. Die Wildnis ist erst einmal eine grosse Stille, die vor sich hin steht und auf nichts wartet.

Dabei sind die Berge vielleicht gerade dann, wenn im Flachland das Wasser zur Neige geht und sich die Probleme häufen, ein neues Refugium. Nach einer grossen Katastrophe öffnet sich der Blick auf die kargen aber weitaus intakteren Landschaften. Man kommt zurück und krallt sich fest. So wie man wieder bei seinen Eltern einzieht, wenn alles nicht mehr aufgeht. Dann kommen die Menschen zurück. Ein letztes Mal.

Es gibt keinen Anfang von einem Ende. Mehrere Ereignisse verknüpfen sich und führen zu etwas Neuem. so war es auch mit der Neubesiedelung der Alpen. Eine Katastrophe besteht nicht aus dem einen einzigen Knall. Nirgends kommt es nur zu einem Unglück. Die Katastrophe braucht eine Verknüpfung. Sie generiert durch dessen Verstärkung ein Netz von Veränderungen, die sich nicht für alle zum

So auch hier. Da ist ja seit langem der Anstieg der Temperaturen. Man weiss darum seit 100 Jahren, aber alleine das scheint niemanden zu einer sinnvollen Massnahme zu veranlassen.

Reden darüber? Ja, viel, auch medienweit. Aber das ist es dann schon. Es kommt der Anstieg der Wasser, denn das Eis hält der Wärme nicht mehr stand. Auch keine Überraschung. Dann kommt es zum Umkippen der Meeresströmungen, die Ernten fallen in den nun schlagartig anderen Klimazonen nicht mehr in genügender Grösse an. Hunger, Stürme, Überflutungen. Aber auch das ist noch nicht die Katastrophe, von der alle sprechen. Sie tritt ein, als diese Schädlinge stärker werden und durch die weltweite Verteilung des restlichen Saatguts überhand nehmen. Das geht schnell, zu schnell, innerhalb zwei bis dreier Ernten. Eine Krankheit erfasst auch von China aus die Menschen.

Sie ist wie eine Grippe, manche munkeln, sie habe mit Insektiziden zu tun, aber es kann auch nur ein Zufall sein. Hunger folgt. Kriege brechen aus, es geht um die Resterte. Offiziell hat es mit Religionen und dem Guten gegen das Böse zu tun. Das hilft den Millionen von Opfern schon in der ersten Welle auch herzlich wenig. Die grossen Städte mit zwei Dritteln der Menschheit dezimieren sich in einer unglaublichen Geschwindigkeit, Atombomben zünden. Bei allem Unglück nicht alle, das rettet wenige. Die in den

Gebirgen. Hier ist das Klima noch erträglich, hier haben sich alte Getreidesorten in den Seitentälern gehalten. Bis hierhin schaffen es die Kriege nicht, Es sind wenige Orte, die hoch gelegenen, weit ab von den Passagen. Die Unwegsamen. In Europa sind es nur die Alpen. Um sie herum ist der Boden kontaminiert, das Wasser vergiftet. Fluten haben weite Teile Europas unter sich, Deiche haben aufgegeben und lassen das Wasser verblüffend weit einfluten. Ein Meeresspiegel steigt auch in Friedenszeiten. Es ist wie in einem dieser Katastrophenfilme, die man vor hundert Jahren in den damaligen USA in die Welt setzt. Es sich vorstellen und das in Bilder kleiden können sie ihre eigene Katastrophe nun, die Überleben. Sie brauchen dazu kein Popkorn mehr. Sie stehen dabei mitten im Leben, es gibt dazu keine Sitze vor einer Leinwand. Jetzt sind sie da, die Katastrophen. Nun bleiben auf diesem Kontinent ein paar Tausend am Leben und bauen eine Alpenzivilisation. Ohne Kontakt zu denen, die sich in anderen Zonen der Welt neu formieren. Man muss nicht mit allen auf der Welt in Verbindung sein, nur weil man sich auf einem Globus zusammen wäht.

Die Zeit beginnt neu.

Rezepte aus dem alten Ultener Pfarrkochbuch

Aus St. Walburg ist aus den Zeiten des Ersten Weltkriegs eine merkwürdiger Frischkäse überliefert, der so kaum noch aufzutreiben und deshalb eine sehr begehrte Speise für Kenner darstellt. Vor 100 Jahren nämlich, als in den Bergen über dem Dorf die Front verlief, waren findige Bergbauern darauf gekommen, aus der Not der überhand nehmenden Kompanien und österreichischen Gebirgsjägern eine Tugend zu machen. Sie gaben vor allem den jungen Soldaten gerne von der fetten Bergkuhmilch zu trinken, die man weiter unten aus den Almwiesen mit dem Braunvieh gewann. Da die Burschen diese gerne tranken und dann oft noch vom Tisch weg zurück in die Stellungen mussten und darin bei einem Feuerüberfall umkamen, gerann das Lebensmittel oft fast unverdaut im Magen der Toten. dann musste es schnell gehen.

Im Schutz der Nacht liefen die Bauern mit ihren Messern durch die Linien und schnitten den Gefallenen die Opfermägen auf, gewannen so den "Soldatenquark", wie sie ihn nannten. Den verkauften sie dann in Lake eingelegt den

Stadtmenschen im nahmen Bozen auf dem Markt. Und sie hatten einen reissenden Absatz damit. Vor allem die Variante, die mit angedauten Äpfeln versetzt dem Quark einen, jungen, mistigen Geschmack verleibten.

Als die Nachfrage stieg, man aber über den Winter nicht genügend angefüllte Tote finden konnte, als die Front zudem vor allem in der Januarkälte einzuschlafen schien, verfielen die Bauern aus St. Walburg auf eine neue Idee. Man lud die jungen Männer zum Wein nach einer kräftigen Milchsuppe ein, und der zusätzliche Nusschnaps, aber auch die Geschwindigkeit des Umtrunks ließ alle viel zu schnell zu viel Wein zu sich nehmen. Wenn sie dann in ihrer Verzweiflung hinaus vor die Türe wankten, dann standen schon die Bauern da und fingen mit den Wallberger Quarkpfannen das Zweitgespiebene auf. Der von da an verkaufte "Zwiespieber Quark" konnte weitaus mehr überzeugen und wurde vor allem im Herbst zu Maronen mit ein wenig Berghonig übergossen gereicht.

Nach dem Weltkrieg geriet all das ein wenig in Vergessenheit. vielleicht auch, weil der Quarkmarkt in Bozen, nun zu Italien gehörend, eher im Abnehmen begriffen war. Erst im Zuge der aktuellen Wiederbelebung nichtindustrieller Lebensmittel kommt auch dieses Verfahren wieder zum Einsatz. Allerdings bei eingeweihten und am nächsten Tag zum Zwiespieber eingeladenen

Ultener Karfreitagsplatte

Man präpariere erst einmal einen Fisch aus klarem Gewässer. Den nimmt man aus und stellt die Fischeingeweide zur Seite. Mit etwas Butter, bitte nicht weniger als ein halbes Kilo, denn ein Fisch will auch im Fett schwimmen, wendet und brät man den Fisch so lange, bis er auf beiden Seiten braun und rösch ist. Salz und Pfeffer, auch ein wenig grüner Kümmel tun ihr Gutes. Jetzt nimmt man die kalten Eingeweide und stülpt sie in den Magen des Fisches, gibt Bergthymian und ein wenig Enzianwurz dazu, übergiesst mit einem Birngeist oder besser mit einem Bärwurz, um sie zu flambieren und sie dann mit ein wenig Ziegenmilch abzuschrecken. Stärker würzen und zum Fisch geben, eine saure Pflaume als Beilage macht sich gut, es passen auch geröstete Maronen dazu. Dazu serviert man Krautsalat

Gaulgröschtl

Wen man ein gerade verendetes Pferd zur Hand hat, zur Not tut es auch ein Esel, einerlei, aber beiden zieht man besser die Haut ab. Dann entfleischt man das Tier und versucht umsichtig, nicht weniger als 10 Kilogramm an leicht angetagtem Fleisch zu erhalten. War das Tier an der würzigen Bergluft, umso besser, das gibt der Textur des Fleisches eine samtene Konsistenz. Das so

Bereitgestellte schneidet man sehr klein und knetet es ausgiebig mit etwas Leinöl mürbe. Dabei empfiehlt sich eine grosse Schüssel, die man am besten während des Knetens im Kreis dreht und das eben in der Hand behandelte unterrührt. nach einer Stunde ist das Fleisch ölig weich und kann noch einmal einen Vormittag in der Bergsonne ruhen.

Kurz vor dem Mittag gibt man dann mit etwas Salz, einem Kilo ordentlicher Blutwurst und einer kleinen Gartenzwiebel das alles in die Pfanne und brät es scharf an. Währenddessen schneidet man ein Dutzend Knödel auf, die man vorher aus altem Brot, etwas Speck, Petersilie und Ei geformt und gekocht hat, bis sie am Wasser oben schwimmen. Das alles muss eine leichte braune Kruste zusammen mit dem Fleisch bekommen und kann dann noch mit einer Tasse vom guten Rinderspeichel und einem halben Liter fetter Sahne gebunden werden. Das muss aber nicht sein. Im oberen Ultental isst man das Gaulgröschtl trocken und tunkt sie an Gabeln stattdessen in eingedickten Birnenmost.

45

Geh einfach

Weiter oben am Fels sollst Du niemals, schon gar nicht in Eis und Schnee, die roten Punkte aus den Augen lassen. Sie zeigen Dir den einzigen Weg zum Gipfel und über den Grad. Einer ist mit einem Farbeimer hier entlang gelaufen und hat alle zwanzig bis dreissig Meter mit einem dieser roten Punkte eine geistige Linie von Dir aus weiter hinauf gezogen. Weichst Du davon ab und meinst es besser zu wissen, kannst Du vor einem Abhang oder einer Stelle landen, die nicht zu überwinden sein werden.

Aber es ist doch so. Viele Männer mit Farbeimern oder auch nur wenige mit einer hämischen Absicht könnten der Landschaft Orientierungspusteln aufsetzen. Der Felshang strotzt dann vor falschen Markierungen. Überall scheint es plötzlich richtig weiter zu gehen und nirgends zeigt sich mehr der eigentliche Weg.

So wie Du es in Deinen Leben kennst. Du stehst morgens auf und bist sofort in einem Labyrinth aus Orientierungspunkten gefangen, bei denen Du nicht einmal

sagen kannst, dass sich selbst bei erfolgreicher Überwindung auch ein Gipfel finden lassen wird. Oder eine Überquerung. Die Punkte könnten genauso gut auch entfallen. Zu viele von ihnen drängen sich andauernd in Deinen Gesichtskreis. Du würdest gerne auf sie verzichten. Aber das Gegenteil ist der Fall.

Jeder Punkte drängelt sich in den Vordergrund. Nimm mich, kauf mich, schau auf jeden Fall bei mir vorbei, lass Dir mich auf keinen Fall entgehen. Eine Kakophonie aus Entscheidungspunkten durchkreuzt ständig Deinen Weg und lässt andauernd das ungute Gefühl in Dir aufkommen, ausgerechnet jetzt vorhin den falschen Weg gewählt zu haben oder eben die einfache Abzweigung weiter drüben zu spät zu sehen.

Die Gleichfarbigkeit aller Möglichkeiten macht Dich unsicher. Keine prozentuale Wahrscheinlichkeit steht mitten im Punkt. Keine Angabe zur voraussichtlichen Zeit der Ankunft. Du weisst nicht einmal, ob die beiden Punkte nebeneinander auch zum gleichen Weg gehören könnten. Du errätst Dein Leben nur, und mit ein wenig Glück fügen sich die Punkte wieder zu einem sinnstiftenden Weg zusammen. Aber ganz ehrlich, daran glaubst Du nicht wirklich.

Geh einfach, wo ist sonst der Punkt dabei.

46

Über den Winter

Es schneit ununterbrochen, seit zwei Tagen kommen eigentlich keine neuen Übernachtungsgäste mehr aus dem Tal herauf. Ich verbringe meine Stunden zwischen dem morgendlichen Kaffee und dem abendlichen Gulasch lethargisch in meiner Koje. Nummer 22, Halbpension. Die Hütte befindet sich abgelegen in einem finalen Hochtal. Abseits von allem, nur von Bergsteigern frequentiert. Denn von hier aus geht es nur im Fels weiter. Sie ist nach fünf Stunden Fussmarsch zu erreichen, aber verfügt immerhin über Strom. Und eine Materialseilbahn, die einmal in der Woche frisches Gemüse, Fleisch und Beilagen nach oben schafft.

Der Empfang von Radio und Fernsehen ist hier nicht möglich. Eigentlich eine Wohltat. Nach ein paar Tagen will ich die Nachrichtenlage nicht mehr abrufen. Eigentlich kann ich mich auch nicht mehr an irgendwelche Politik erinnern. Nur die Hauptgeschichten. Aber was hätte sich da schon entwickelt, das jetzt wichtig sein könnte.

Seit Tagen kein Anruf. Aber wie auch. Weder Handies, nicht einmal ein Hüttentelefon, hier gibt es keinen Anschluss und

keinen Empfang. Die Welt ist vollkommen draussen geblieben. Tief hängende Wolken tun ihr übriges. Nicht einmal die umliegenden Gipfel sind zu erkennen. Die Hütte wird zur Insel. Noch habe ich ein paar Tage hier oben, die Sonne wird schon wieder kommen. Warum jetzt auch bei diesem Wetter absteigen.

Seit vorgestern spreche ich vermehrt mit dem Hüttenwirt. Ein netter Kerl, lacht vermutlich viel. Man kann sich gut mit ihm unterhalten. An anderen Tagen würde er sehr viele Witze erzählen, aber seit gestern scheint ihm das vergangen zu sein.

Gestern kam noch eine Materialseilbahn an. Leer. Bis auf einen mit einem Stein beschwerten Zettel darin. Der Hüttenwirt hat ein wenig gezögert, hat ihn mir aber trotzdem gezeigt. Vermutlich ein Scherz.

"Wegbleiben!"

Mehr nicht. Nur dieser Ausruf. Ich habe den Zettel genauer untersucht. Wegbleiben. Das muss ein Witz sein. Ein schlechter, meint er. Aber die Schrift ist hektisch und fast unleserlich. Er glaubt, da stimme vielleicht auch etwas nicht. Ich weiss es nicht.

Wir sind alleine hier oben. Es gibt morgens Brot mit Käse, und abends gibt es Gulasch. Wenn nicht bald neue Gäste kommen, dann haben wir noch für Wochen davon. Gestern Nacht hat es zu schneien begonnen. Selbst wenn wir wollten, könnte jetzt keiner von uns beiden absteigen.

Aber wir sollen ja weg bleiben. Wohin sollen wir uns retten? Und wenn das alles nur ein Witz ist? Wer macht den solche niveaulosen Scherze. Ich liege auf meinem Schlafsack und fröstele leicht. Der Wirt hat die Heizung heruntergefahren.

Ein wenig Diesel für den Generator zu sparen, das kann jetzt nicht schaden, sagt er. Stundenweise sehe ich ihn nicht, ab und zu schauen wir beide in die Gaststube, dort brennt nur noch eine Glühbirne. Ob es mir etwas ausmache, abends kalt zu essen. Wir verstehen uns schon, müssen nicht viel reden, es war ganz sicher ein Witz. Ein schlechter.

Nur ein Zettel.

Ich liege da und versuche mich an die Nachrichten von vor einer Woche zu erinnern. Ist etwas vorgefallen? Etwas, das man schon dann hätte kommen sehen können. Etwas Unheilvolles. Ich kann mich nicht entsinnen, dass im Lärm der Breaking News und Hintergrundberichte wirkliches Unheil aufgezogen wäre. Und wenn dieser Zettel ernst gemeint in der Bahn landete, dann muss das ja nichts mit der Welt ausserhalb des Tals zu tun haben. Im Nebental gibt es eine Staumauer. Aber alles Wasser dort müsste selbst bei einem Bruch längst abgelaufen sein. Krankheit? Gift? Wo ist das nächste Atomkraftwerk? Das ist doch alles Blödsinn und kommt daher wie ein japanischer Kata-

strophenfilm mit Urzeitmonster und eingedrückten Plastikhäusern. Das ist ein dummes Klischee und ein halbgarer Cineastentraum. Vielleicht ist es doch ein Witz. Wer will hier schon aufsteigen, wenn der Schnee derzeit schuhhoch zu liegen kommt und der Nebel die Sicht nimmt. Warum hat der Hüttenwirt eigentlich kein Funkgerät? Der kann das Tal doch sicher irgendwie erreichen. Wie lange reicht das Brot hier noch? Wann muss ich ins Tal, Gefahr hin oder her? So liege ich hier, seit Stunden und denke. Das ist nicht gut.

Ich schaue aus dem Fenster und kann eine Menge an Tritten im Schnee sehen. Zwischen der Küche und dem Lagerschuppen neben der Wäscheleine. Eine Menge Aktivität für uns zwei. Vielleicht kommen ja gerade Gäste, und da gibt es plötzlich viel vorzubereiten. Oder trägt er ungenutzte Dosen und haltbare Lebensmittel dort hinaus? Oder schafft er Lebensmittel beiseite? Auf was bereitet er sich vor? Hat er doch das Tal angefunkelt? Womit?

Sicher kümmert er sich um uns, hat sich etwas für einen längeren Aufenthalt ausgedacht. Mehr als eine Woche kann der Schnee doch um diese Jahreszeit gar nicht liegen. Eingeschlossen? Zusammen kriegen wir das sicher hin, hier sind wir alleine doch aufgeschmissen. Ich weiss nicht einmal, wie der Dieselgenerator angeht. strecken.

Hinter dem Fenster gelehnt beobachte ich den Vorplatz und sehe ihn wieder mit einer kurzen Jagdflinte zurück in die Küche hasten. Er wird vielleicht eine Gemse jagen gehen. Ein Hüttenwirt weiss sich zu helfen. Die Waffe war mir neu, aber so können wir das Gulasch strecken.

Wenn nur der Schnee aufhören würde. Es ist doch erst Juli.

Er spricht seit ein paar Stunden nicht mehr wirklich mit mir. Ich glaube, dass er eine Funkstation hat. Der sagt mir etwas nicht. Der will mich hier vielleicht nicht mehr lange. Ich habe mein Messer neben mich auf den Stubentisch gelegt. Leicht werde ich es dem nicht machen.

Das muss alles ein Witz sein. So endet doch die Welt nicht.

Das Böse und das Kranke

Wir befinden uns 500 Höhenmeter von der Talstation entfernt und laufen auf die ersten drei Gästehäuser zu, die seit etwa 15 Jahren kranke Kinder beherbergen. Allerdings nehmen die Zuständigen dieser Kurkliniken zunehmend mehr Patienten mittleren Alters auf. Nach Anraten der Ärzte haben sich diese Leidenden auf die Höhe bringen lassen, denn im Tal scheinen die Krankenhäuser keine Heilung für sie zu finden. Die Winterluft tut ihnen immens gut. Hier oben mit Blick auf Berge und den Wolken nahe dehnt sich der Himmel und gibt den Kranken zum ersten Mal seit Monaten das Gefühl, dass das Leben für sie nicht nur ein Tränental sein muss.

So ist es in der Broschüre der Sanatorienkette zu lesen, die diese Häuser hier in den bayerischen Alpen betreibt. Zunehmend erhärtet sich aber der Verdacht, es handele sich um inoffizielle Zusammenkunft von scheinbaren Kranken, die nur einen Zweck verfolgt: die Simulanten wollten die Zeit, die ihnen noch bleibt, in möglichst schöner Umgebung verbringen. Und das kann angesichts der großzügigen Frühverrentungen in der Bundesrepublik sehr

lange sein. Es war deshalb für die beschriebene Gruppe sehr wichtig, ärztliche Gutachter davon zu überzeugen, dass sie in den folgenden Monaten Empfehlungen aussprachen, derer sich die Kranken bedienten, sich auf den schönsten Plätzen des Landes niederzulassen. Abseits der grossen Städte und damit auch aus dem Sichtkreis eines überwiegenden grossteils der Bevölkerung, um dort eine angebliche Heilung vorzutäuschen.

Tagsüber, vor allem zu Besuchszeiten, sind die schneebefreiten Strassen vor den Häusern oft menschenleer. Kaum ein Patient schleppt sich aus seinem Zimmer. Viele von ihnen haben eine Diagnose auf schweres Astma anhängig.

Bald aber nach Sonnenuntergang beginnt das laute Leben immer dann, wenn sich gegen Abend zu das Pflegepersonal in das Tal begibt, um dort seinen Feierabend zu geniessen. Vom Berg schallt es dann im Drogenrausch der angeblichen Medikamente, und mehr als ein nackter Kranker soll gesichtet worden sein, wie er dem Drang seiner Blase auf einer der Stützmauern gen Tal nachgegeben haben soll. Und das bei dieser Kälte! Gezahlt wird das alles von den örtlichen Krankenkassen. Die Kontrolle der Bücher findet einmal im Jahr statt. Der Kontrolleur ist ein Schulfreund des Gesundheitsministers.

Natürlich sind diese Umtriebe den örtlichen Politikern bekannt, und natürlich könnte man mit einem einzigen Federstrich in der Verwaltung die Freiheit dieser Nutznieße beenden. Aber niemand schreitet ein. Zum einen wäre es möglich, dass diese Politiker eines Tages sich zu den Kranken gesellen, um auch einen Anteil an der ständigen Krankfeierei zu erhalten. Zum anderen kann es sein, dass einzelne Politiker sich um die Stimmen ihrer Wählersorgen machen. Fast jede der Familien im Wahlkreis hat einen Kranken, der sich hier oben am Berg kuriert.

Aber damit kann es nun vorbei sein. Denn es regt sich ausserparlamentarischer Widerstand. Die K. E. G., die Krankeneinsatzgruppe mit Sitz in der Kaserne Mittenwald, ist keine offizielle Abteilung der Bundeswehr. Einzelne Offiziere der dort anwesenden Gebirgsjägerdivision haben es sich allerdings wütend für die Wochenenden als Aufgabe gestellt, diesen Umtrieben ein Ende zu bereiten. Sie können die Verschwendung von Steuergeldern durch Kranke schon alleine mit ihrem Diensteid nicht mehr in Einklang bringen. Kurz vor Sonnenaufgang steigen sie mit ihren Hubschraubern auf und beschiessen im Gegenlicht von Osten her einfliegend die umliegenden Krankenhäuser mit ihren Raketen. Keine der Siedlungen hat bisher die geeigneten Mittel dazu gehabt, dagegen vorzugehen. Es wäre ein leichtes, diese brutalen Übergriffe über den Weg der Politik Einhalt zu gewähren. Aber nachdem man sich ein

bis zwei Nächte darüber unterhalten hatte, beschlossen die Krankenräte ohne weitere Diskussion, diese Angriffe auszustehen. Zum einen sah man sich in der Unterzahl, zum anderen war klar, dass jegliche Form des Protestes erst eine Öffentlichkeit herstellen würde.

Und genau diese Öffentlichkeit würde auch die Frage nach der Rechtfertigung einer solchen Siedlung stellen. Genau diese war aber zu keiner Zeit vorhanden. Man beschloss vielmehr, ein wenig privates Kapital zusammen zu stellen, einen alten Bekannten mit Verbindungen in den Nahen Osten zu kontaktieren und Flakgeschütze in Stellung zu bringen, die man billig erstehen konnte. Die Rechnung lief dahingehend, dass abgeschossene Hubschrauber einer Einheit, die unerlaubt an Wochenenden auf eigene Rechnung kämpften, so wohl kaum in den offiziellen Berichten auftauchen konnten. Es war wohl davon auszugehen, dass eventuelle Verluste unauffällig in die laufenden Kämpfe in Afghanistan und Pakistan eingeordnet wurden. Aber irgendwann würde sich der Nachschub an Fluggerät nicht mehr budgetieren lassen. Schon gar nicht an der Südgrenze des eigenen Landes.

Wieder stiegen die Hubschrauber auf und erlebten am 13. Dezember vergangenen Jahres zum ersten Mal Gegenfeuer, als sie wieder versuchten einen Lehrer mit vorhandener Krankenakte und auf dem Weg zum

Das Geknatter der Hubschrauber und die einprasselnden Garben der Geschütze beider Seiten waren weit hinaus in das Tal zu hören, als an diesem Morgen der vergebliche Angriff mit dem Decknamen „Lunge“ in einem Desaster für die Angreifer endete.

Die Lokalzeitung vermied einen Aufmacher über diesen Angriff, so wie auch die Bevölkerung tat, als wäre nichts geschehen. Abends fehlten in der Kaserne Mittenwald zwei Hubschrauber, und vier Unteroffiziere mit schweren Verletzungen hatten das Hospital aufzusuchen.

Aber die Angriffe der Selbstjustiz auf die Vertreter der Selbstkur gehen weiter. Die Ausfälle in Afghanistan beunruhigen die Bevölkerung aber zunehmend. Man wird das bald erklären müssen. Bisher hat sich dazu aber keine Lösung gefunden. In Mittenwald dachten die Unteroffiziere auch freier über das Ende dieses Projektes nach. Die Vorschläge reichten von atomarem oder chemischem Beschuss durch die befreundeten amerikanischen Truppen bis hin zur Auflösung der AOK. Klar ist allerdings auch, dass die Presse nur noch wenige Monate zurückgehalten werden kann, bis sie in einer der folgenden Sommer über die merkwürdigen Umtriebe am Südrand der Republik berichten wird.

Zusätzliche Dramatik erhält diese Frage noch durch die Tatsache, dass inzwischen auch einzelne Soldaten als angebliche Lungenkranke in den Hospitälern erkannt und aus dem Gelände heraus verwiesen wurden. Es deutet sich an, dass in der nächsten Zeit via infiltrierter Sondertruppen Einsätze zu erwarten sind. Auch sollen bereits die ersten Patienten begonnen haben, sich an Hubschraubern ausbilden zu lassen.

Es steht deshalb zu befürchten, dass in nächster Zeit die Gefechte auch auf die umliegenden Dörfer und deren Polizeistationen übergreifen werden.

Es ist mit Verletzten und weiteren Toten am Kurberg zu rechnen. Einzelne Einwohner der nächst gelegenen Stadt bezeichnen die Umtriebe auf dem Berg als „krank“ und verweigern weitere Auskünfte.

48

Das vertikale Dorf

Alpen, Platz war gestern

Es könnte knapp werden. Allein das Schweizer Militär beansprucht überwiegend in den Bergen sechs Prozent des gesamten Staatsgebietes für Übungen und Bauten wie Kasernen oder Bunkeranlagen. Das Strassennetz in den Alpen, das immer mehr Freizeitverkehr aushalten muss, hat eine maximale Ausbaustufe erreicht. Die knappe Ressource Bauland und der Versuch eine weitere Zersiedelung der Täler zu verhindern machten den Bedarf neuer Besiedlungsformen offensichtlich. Der Naturraum der Alpen ist eine Mär aus dem vergangenen Jahrhundert geworden. Vertikale Bergdörfer mit einem minimierten Strassennetz bieten die Möglichkeit, neue Räume zu schaffen, in die die Natur zurückkommen kann. Das schafft das Militär nicht ab, ein friedliches Miteinander stellt die Flaktaufbauten für morgen bereit. Türme, die mehr als 20 Stockwerke aus dem Berg ragen, sind zudem leicht anzufliegen, bieten optimale Unterkunft für mehr Menschen auf kleinerem Raum und öffnen die Aussicht für alle. Die Integration von Shops, Freizeitangeboten und sogar

komplett rekonstruierten historischen Ortskernen erhöhen die Wohnqualität dieser Siedlungen in unberührter Natur enorm. Gleichzeitig sinkt der Individualverkehr durch den Einsatz von intelligent vernetzten Elevator-Adern. Selbst eine Stadt wie Graz (278.000 Einwohner) liesse sich so in einer Doppelzeile von etwa 500 Türmen auf 25 Kilometern in einer Gesamtfläche von 0,25 km² (Heute: 127,58 km²) abbilden, was einer Einsparung von mehr als 99 Prozent des Bebauungslandes entspräche und die Stadt bequem auf den Anhöhen des Bundeslandes positionierte. Dazu müssten nicht einmal bestehende Siedlungen gesprengt werden. Es würde helfen, die Landschaft zu reinigen. Vor allem vor dem allfälligen Jodlerstil.

49

Planet Hut

5000 Quadratmeter schwebende Relax Zivilisation. Mitten im zugeschneiten, alpinen Nirgendwo. Die Oase in unbeschreiblich weiter Gebirgslandschaft. Wir werden in den kommenden Jahren eine Zivilisationsstation errichten, die die althergekommenen Muster der Hütten und Häuser im Gebirge vermeidet und allen, die dort unterkommen, die ganz neue Idealform für unvergessliche Tage in den Bergen bieten. Du kommst nach mindestens fünf Stunden Fussmarsch auf Schneeschuhen und unsäglicher Anstrengung in ein abseits gelegenes Hochtal, an dessen Ende schon die glitzernde, optimiert in das Geländeprofil eingepasste Erlebnisstation schimmert. Du näherst Dich ihr und siehst durch vollkommen durchsichtige aeromorphe Strukturen in einen Erholraum, der den reinen Blick auf die umliegenden Bergketten ermöglicht, dabei aber jedem Gast eine eigene Wohlfühlzone mit naturbelassener, handwarmer Liegelounge bietet. Nach einem kurzen digital virtuellen Sanitycheck und einer erfrischenden Luftdusche suchst Du die Refreshing Area auf. Während dein Gepäck sich auf

deiner Alpinsuite einfindet, wählst Du aus einem sorgsam balancierten Cuvee von 13 Natursäften, individuell und nur für Dich bereitgestellten Klangwolken und tauchst dann voller Zufriedenheit über das Erreichte in den wohltemperierten Seatpool. Exquisite Alpsushi aus angereicherten Fischquellen und erlesenes Fingerfood reichen Dir freundliche Hostessen, die Deine Wünsche von den Augen ablesen und nur für Dich erfüllen werden.

Der Social Room steht nach Deiner ersten Entspannung bereit.

Designed mit einer globalen Entertainment Engine für jeden Geschmack, bietet er weltweit erstmalig Holodeckglases an und ermöglicht durch sein nachhaltig gestaltetes Energiekonzept eine Lichtflut, in der es sich besonders abends angeregt mit dem Publikum plaudern lässt, das ganz nah am Puls der Zeit ist. Selbstverständlich werden nie mehr als zwölf durchdacht gewählte Gäste all das zugleich geniessen können. Die Welt liegt Dir zu Füßen, wenn der Zeppelinsockel sich löst und die Plattform über die Berggipfel in die Wolkenposition den Sternen näher hebt. Im leichten Wiegen des Luftschiffs, über den mächtigen Felsabhängen, schläfst Du auf einem futuristischen Kraftfeld, das unter Dir den Blick auf das Tal vollends freigibt. Du meinst zu fliegen und schwebst in Deinen Traum hinein.

Frisch aus Paris eingeflogene Croissants und Konfitüre aus nepalesischen Bergpfirsichen, Wachteleier und ein ausgewogenes Meerestierbuffet ergänzen frisch gebrühten Kaffee Au Lait oder einen mild herben Espresso. Exquisiter Bergkäse und eine Selektion an luftgeräucherten Jungtirschinken lassen sich mit dem Blick bis an die Adria genießen.

Danach landet das Schiff dort, wo Du die erste Gipfelaussicht des Tages erklimmen möchtest. Stationen sind bis knapp unterhalb der wichtigsten Erhebungen vorhanden. Störende Verbauungen des Alpenvereins wurden längst diskret entfernt, auch Seilbahnen sind heute kein Thema mehr. Die Bergwelt gehört wieder Dir.

Das hast Du Dir sicher verdient.

50

Heimat in Dosen

Heute packen wir alles ein.
Heute formatieren wir alles in Aluminium vor. In leicht zu
verdauenden Portionen, dann können wir es überall hin
mitnehmen. und esse über den Winter bringen. Auch die
Heimat.

Die so zu einer wird, die so keine war.

Was ist die Heimat denn anderes als etwas Eingepacktes.
Gut verschlossen und weit innen drin. Verdorben, wenn an
die Luft gelassen.

Die so zu einer wird, die so keine war.

Hier kommt ein bisschen Heimat für die Dosen: Fels und
Moos, Honig, Fleisch, das lange wachsen konnte.
Kastanien. Pflaumen. Feigen. Wir brennen uns aus allen
Nüssen einen Schnaps. Erde dazu.

Die so zu einer wird, die so keine war. Lass sie besser zu.

51

Das Murmeltier, das man zu Stein werden sah

Dieser Findling, der da im verschneiten Hochmoor steht. Zu ihm gibt es eine Geschichte. Er soll ein versteinertes Murmeltier sein, das erstarrt ist. Und hätte sich das dumme Tier nicht über die Grashüpfer lustig gemacht, die es in Massen bis weit zum Berg hinauf des Sommers gibt, dann hätten sie es auch nicht beim ersten Schneefall verwunschen. So aber pfiff das vorlaute Murmeltier nur einmal zu ironisch, als Zigtritausmillionen der humorlosen Kerle durch das Mattengras hüpften. Und kurz danach hob einer den Kopf und verwandelte es zu Stein. Dann starben alle Insekten im ersten Nachfrost.

Seitdem steht es da am Rand des Hochmoors, als wollte es sagen: sei ruhig, wenn jemand ohne Seele vorbeikommt. Der kann nicht lachen. Lache auch Du nicht. Was Böses in sich trägt, ist kein Spass. Und verträgt auch keinen. Wirklich nicht.

Post Wellness Depression

Ich liege morgens im hautwarmen Aussenbecken. Es ist alles, wie es sein soll. Der Lieblingsberg von mir hat noch einen Schneeglanz und schimmert im ersten Sonnenlicht, der Wind steht still und gibt der Kälte ausserhalb des Wassers freien Raum, gleich wird es ein wunderbares Frühstück geben, eines mit heissem Kaffee. Das Ambiente ist ausgesucht, das Haus macht Freude. Ich bin in einem der Paradiese, die man für einen Tausender die Woche kaufen kann.

Und trotzdem kommt die Freude nicht zu mir. Traurig bin ich. Darüber, dass ich danach aber, nach dem Bad und dem Frühstück, meine Sachen packen und weiterlaufen muss. Das Wasser ist dann vom Körper geronnen, das Frühstück liegt schwer im Magen, es war vielleicht zu reichhaltig. Ich verlasse wie ein nasser Kater das Haus. Gehen werde ich müssen. Traurig darüber bin ich schon, seit ich wieder die Schwelle hier hinein betreten habe. So überkommt es mich immer dann, wenn der Wechsel von der Sauna zum Dinner, vom Dinner zur Bar, von der Bar zum Bett und vom Bett zur

warmen Wasser alles doch für einen Moment leise werden lässt. Kaum bin ich da, schon wieder am Gehen. So sehr ich mich auch bemühe, ich kann mich nicht anhalten, kann das Glück nicht zum Stillstand bringen und es wie eine Fotografie von allen Seiten betrachten. Immer dringt schon der Verlust darüber wie die Kälte durch eine offene Türe auf mich ein. Und nichts von alledem ist neu für mich. So oft ich auch hier bin, es umfängt mich immer diese Schwermut. Warum habe ich die Türe zu diesem Ort aufmachen wollen? Wäre ich versucht gewesen, alles nur einen Traum sein zu lassen und erst gar nicht den Weg hierher aufzunehmen? Fast wäre mir ein Traum lieber als eine reale Reise gewesen.

Denn im Traum können wir anhalten, eine stillstehende Rückwärtsbewegung in eine Schleife überführen, die uns schwerelos im reinen Glück verharren lässt. Bis wir aufwachen und uns ihrer erinnern können. Aber sobald es wieder Morgen wird, bleibt nur die Trauer über den zu Ende gegangenen Traum und den hereinbrechenden Tag. Nicht viel anders ist es nun, mit allem ausgestattet, das mir ein warmes Gefühl des Glücks beschere soll. Unwichtig dabei, wie viel Zeit vom Betreten des Ortes bis zu seinem Verlassen auch verstreichen mag. Nie hört die Traurigkeit auf in meine Gedanken zu kriechen. Ich habe es versucht, ich bin eine Woche vorher schon angekommen und konnte doch mein Glück nicht einen Moment fassen.

Immer stand da schon ein „vorbei“ vor mir und deckte alles andere einfach zu. Immer schon begann der nächste Gedanke mit „noch“. Nie stand etwas still. Egal wie lange ich es versuchte. Natürlich komme ich seitdem wieder und probiere es weiter, so bald als möglich.

Es ist das Versprechen, das es mir leicht machen soll und dort nur auf die Abreise hindeutet. Natürlich will ich einfach immer wieder ankommen, nie wieder abreisen. Doch wenn ich den Ort betrete, dauert das nur einen Augenaufschlag, und der Gedanke an die Abreise frisst die restliche Zeit darin auf. Ein makellooses und unbarmherziges Ritual, fast einem Stierkampf gleich. Nur das Tier glaubt noch, dass es lebt., während das Publikum bereits seinen Tod vor Augen feiert. Fast ist es mir, als würde sich der Tod zum ersten Mal immer dann zeigen, wenn das Leben ein grosses Glück ausschütten sollte. Er zeigt sich nur, er will nicht bleiben, er geht noch einmal weiter, um wieder zu kommen und zu sagen: es gibt mich bald für immer. Nur dass Du es schon einmal weisst.

Wenn ich jetzt im Wasser die Augen niederschlage, dann kann ich etwas wispern hören.

Frühling

1	Die Frau mit den Beinen	Chenell, Aostatal
2	Der Mann, der wartet	Chamois, Aostatal
3	Zittern am Morgen	Murnau, Oberbayern
4	Der Duft des Lebens	Villa Mühlberger, Bad Gastein
5	Flachmann räumt auf	Aquarossa, Bleniotal
6	Englische Pärke	Lukamnierpasshöhe, Graubünden
7	Oberhalb der Nebelgrenze	Saremburg, Ultental
8	Amdenstein – die Gründung	Amden, Graubünden
9	A.L.P.	Obersalzberg, Berchtesgaden
10	Eins mit der Natur	Berchtesgaden, Berchtesgadener Land
11	Frauen am Hebel – die klappbare Alp	Bachalpe, Wallis
12	Das Scheiden der Lämmer - Ehegatter als Starthilfe	Bratsch, Wallis
13	Arm neben Arm	Bad Gastein, Salzburger Land

Sommer

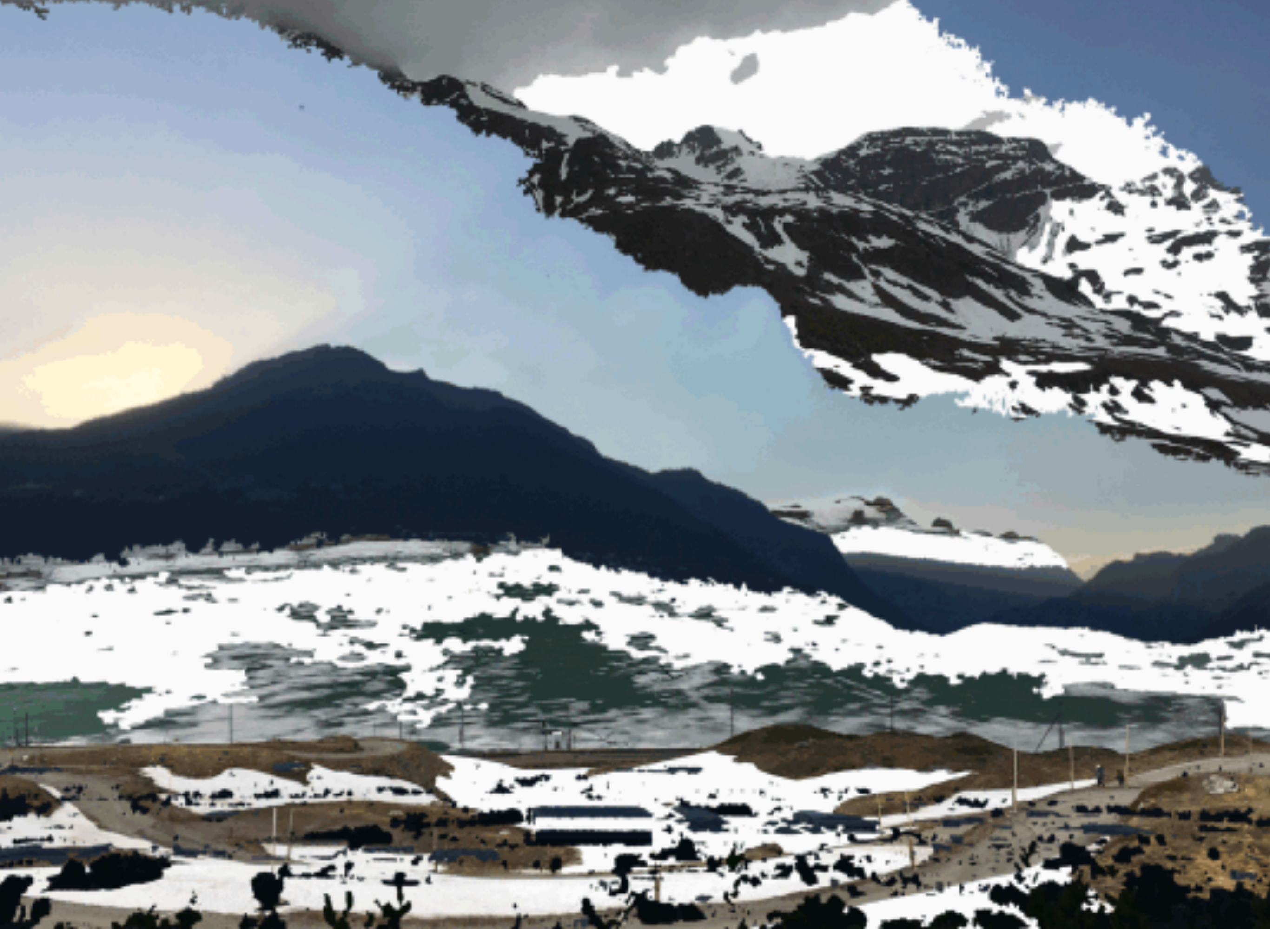
14	Gemsen kommen so nahe an das Haus hin	Chamois, Aostatal
15	Der Dunkle Berg	Col di Nana, Aostatal
16	Alm	Gaistalalm, Leutaschtal
17	Stille	Memminger Hütte, Lechtaler Alpen
18	Haltesdienst	Bad Gastein, Salzburger Land
19	Den Geist des Tales essen	St. Pankreas, Ultental
20	Der Knödelstreit	Ulten, Ultental
21	Der Sprung	Raue Spitze, Lechtaler Alpen
22	Achtung, Berg	Königsee, Berchtesgaden
23	Alp in Erschmatt	Erschmatt, Wallis
24	Bergessen, 3D geprintet	St. Pankraz, Ultental
25	Farbe	Kaserne, Garmisch Partnerkirchen
26	Kasernentango	Graseck, Elmauer Tal

Herbst

27	Die Leere, weit oben	Santuario Clavalitè, Aostatal
28	Hinter den Bergen hört die Welt auf	Paquier, Aostatal
29	Nachtfahrt mit der Gondel	Chamois, Aostatal
30	Nebel	Partnachklamm, Garmisch Partenkirchen
31	Die Kommode der Kaiserin	Villa Mühlberger, Bad Gastein
32	Am Seil	Aquarossa, Bleniotal
33	Urvertrauen	Meran, Südtirol
34	Guidebook für Arkadien	Obersalzberg, Berchtesgadener Land
35	Betreff: Waldgedenkstätte	Obersee, Berchtesgadener Land
36	Die Besteigung des Horns	Brentschen, Wallis
37	Bei Fuss	Das Kranzbach, Elmauer Tal
38	Gold	Schachen, Elmauer Tal
39	Der Spalt	Chamois, Aostatal

Winter

40	Hinauf	Eibsee, Ehrwald
41	Nassschnee	Karwendelspitze, Mittenwald
42	In der Zeit stecken	Bad Gastein, Salzburger Land
43	Entleert und das Ende	Lukmanierpass, Bleniotal
44	Rezepte aus dem alten Ultener Pfarrkochbuch	St. Pankraz, Ultental
45	Geh einfach	Edelrautenspitze, Lechtaler Alpen
46	Über den Winter	Memminger Hütte, Lechtaler Alpen
47	Das Böse und das Kranke	Obersalzberg, Berchtesgadener Land
48	Das vertikale Dorf	Erschmatt, Wallis
49	Planet Hut	Memminger Hütte, Lechtaler Alpen
50	Heimat in Dosen	St. Pankraz, Ultental
51	Das Murmeltier, das man zu Stein werden sah	Chamois, Aostatal
52	Post Wellness Depression	Das Kranzbach, Elmauer Tal



Durch das Jahr

In der vergangenen Dekade sind 52 Geschichten auf Alpgängen entstanden, die sich auf die Wochen eines Jahres verteilen lassen. Und dabei sind sie immer der Anfang eines Mikrokosmos. So wie sich ein Tal öffnet und man weiss: es wäre jetzt dort noch viel weiter hineinzugehen. Und selbst wenn es ganz hinten in einem Abschlusskessel endet, dann zweigen schon weiter vorne einzelne Seitentäler ab. Die Alpen hören niemals auf, so wie es diese Episoden nicht tun. So wie hinter dem gerade vergehenden Jahr ein neues erscheint.

Im Lötschbergtunnel, August 2019

